Dass. Pr. 1695 m 8

Katholische Jugend-Bibliothek.

Viertes Bändchen.

Der Kripples-Yerl.

Eine Erzählung aus Schwaben

für die

Jugend und das Volk

geschrieben

von

Florian Wengenmayr.

Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1894.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Katholische Kinderbibliothek,

begründet von P. **Herm. Koneberg.** fortgeführt von **Konrad Kümmel.**

Preis pro Bdch. steif kart. u. beschn. 25 Pf., geb. in 1/2 Lwd. 35 Pf., in 1/1 Lwd. m. Goldt. 55 Pf.
Partiepreise (auch für gemischten Bezug geltend):
10 Ex. broch. M. 2,25, 25 Ex. broch. M. 5,—, 50 Ex broch. M. 8,—, 100 Ex. broch. M. 15.

Inhalt der bisher erschienenen Bändchen:

1. **Der kleine Hirte.** Ein nützliches Büchlein für Hirtenkinder. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 2. **Lourdes.** Den Kindern erzählt. Von P. H. Koneberg. 5. Aufl. 3. **Vitus,** der Liebling Gottes. Von P. H. Koneberg. 5. Aufl. 4. **Germana,** die stille Dulderin. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 5. **Hilarion,** der berühmte Einsiedler. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 6. **Benedikt Labre,** der glückliche Bettler. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 7. **St. Antonius von Padua,** der große Wunderthäter. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 8. **Das dreifache Siebengestirn** am Himmel der Heiligen. Dargestellt von F. Berg. 9. **Die heilige Elisabeth** von Thüringen, die Beschützerin der Armen. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 10. **Der hl. Franziskus von Assissi,** der Patriarch der Armen, den Kindern erzählt. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 11. **Loretto und Rom.** Für Kinder geschrieben. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 12. **Blicke in die Natur** von P. Kaspar Kuhn. 1. Heft. 13. **Blicke in die Natur** von P. Kaspar Kuhn. 2. Heft. 14. **Paris und die große Karthause.** Den Kindern erzählt. Von P. H. Koneberg. 15. **Cajetan,** ein Held im Gottvertrauen. Von P. H. Koneberg. 16. **Maria Einsiedeln.** Den Kindern geboten. Von P. H. Koneberg. 17. **Der hl. Bischof Nikolaus,** der liebe Kinderfreund. Den Kindern erzählt von M. Hölzl, Priester der Diözese Brixen. 2. Aufl. 18. **Das Buch der schönsten Räthselaufgaben.** Für seine lieben Freunde ausgewählt und herausgegeben von D. Gronen. 1. Heft. 19. **Das Buch der schönsten Räthselaufgaben.** Für seine lieben Freunde ausgewählt und herausgegeben von D. Gronen. 2. Heft. 20. **Leo XIII.** Ein Lebensbild, entworfen für die liebe Kinderwelt. Von P. H. Koneberg. 3. Aufl., herausgegeben und vermehrt von Jos. Pötsch. 21. **Der hl. Bonifazius,** der Apostel Deutschlands. Von P. H. Koneberg. 22. **Lioba.** Eine deutsche Heilige. Von P. H. Koneberg. 23. **Spaziergänge im Freien** von P. Kaspar Kuhn. 1. Heft. 24. **Spaziergänge im Freien** von P. Kaspar Kuhn. 2. Heft. 25. **Der hl. Kilian,** der Apostel des Frankenlandes. Von P. H. Koneberg. 2. Aufl. 26. **Der hl. Otto,** Bischof von Bamberg, Apostel der Pommern. Von P. H. Koneberg. 27. **Aus dem Leben eines Hirtenkindes.** Für die Kinder geschrieben. Von P. H. Koneberg. 28. **Starke Seelen.** Für die Jugend geschrieben. Von P. H. Koneberg. 29. **Die hl. Hedwig,** Herzogin von Schlesien, aus dem Andechser Grafengeschlechte. Von einem Lehrer. 30. **Der hl. Aloysius,** der Patron der Jugend. 2. Aufl. 31. **Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's.** Zur 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung Amerika's, für die Jugend und das Volk herausgegeben von Jos. Pötsch. 32. **Johanna d'Arc,** genannt die Jungfrau von Orleans. Ihr Leben und Wirken, der Jugend erzählt von Jos. Pötsch. 33. u. 34. **Bleibe fromm und gut!** Ein Begleiter aus der Schule in das Leben. Herausgegeben von Jos. Pötsch. Ausgabe A für Knaben und Ausgabe B für Mädchen.

Katholische

Jugend-Bibliothek.

Viertes Bändchen:

Der Kripples-Yerl.

Von

Florian Wengenmayr.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Wengenmayr, Der Kripples-Verl. Farbenlichtdruck von J. Kösel, Kempten.

Der Klosterhof.

Der Krüppler-Herr

Eine Erzählung aus Schwaben

für die

Jugend und das Volk

geschrieben

von

Florian Wengenmayr.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1894.

Der Klosterhof.

Der Kripples-Verl.

Eine Erzählung aus Schwaben

für die

Jugend und das Volk

geschrieben

von

Florian Wengenmayr.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1894.

Sämmtliche Rechte incl. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Weihespruch

zum

dreihundertjährigen Jubiläum

der

Jos. Kösel'schen Buchhandlung

(24. September 1893)

geboten vom

Verfasser des Kripplesverl.

Der Zeiten Wechsel tilget vom Gedächtniß
Der Menschen oft, was glorreich einst bestand;
Und wenn's verging, wer will den Ruhm ihm rauben,
Da Auf- und Untergeh'n der Welten Lauf?

Was wohl sich füget durch der Menschen Kräfte,
Wo Fleiß und Eintracht wirket im Verein,
Wo Gottes Segen das Gedeihen leitet,
Da bleibt der Zeiten Flucht zum Trotz
Das Werk, und bleibend ist sein Glück.

Und wenn der Jahre Wiederkehr sich rundet,
Jahrhunderte im Wechsellauf sich enden,
Voll Dank zu Gott und voll Vertrau'n der Zukunft
Das Jubiläum froh ein Erdenkind begehet,
Das großen Werkes Träger war und Mittler.

Heil Firma Dir, in Kempten's Burg gegründet,
Der Stadt, die alt' und neuer Tage Glanz gesch'n!
Heil Dir, der neuen Ruhm bot altem Namen!
Dem Manne Heil, im Wettersturm nicht wankend
Für Wahrheit, Freiheit, Glaube, für des Volkes Wohl!

Heil Allen, die des Jubelfest's sich freuen,
Und Friede Denen, die den Tag nicht schau'n!
Dank Gott, dem Herrn, der in der Hut das Pflänzlein
Behielt, bis durch dreihundert Jahre
Der Baum, der es durch seinen Segen ward,
Fest eingewurzelt steht, der deutschen Arbeit Zier!

Ein Baum, in dessen Schatten Tausende sich laben,
Ein Baum, Genesung bietend Leib und Herz,
Ein Baum, des Wissens Quelle treu behütend,
Die quillt am Fuß, vom Kreuze überragt,
Ohn' das nichts gilt, weff' auch der Mensch sich rühme.

Dem Herrn, deff' Milde ohne Grenzen,
Dem Herrn, der segnet und verwirft nach seiner Wahl,
Der Wachsthum gab und sichtbares Gedeihen,
Ihm, dem Allgüt'gen, gelte Euer Jubel,
Und **neuer Segen** sei des Festes **Krone!**

Ein Kapitel von der Heimat zur Einleitung.

In jenem Teile des reichgesegneten Bayernlandes, den man jetzt als Kreis Schwaben und Neuburg bezeichnet, finden sich zu beiden Seiten der Donau eine Reihe von Thälern und Thälchen, deren frische Wasser alle nach kürzerem oder längerem Laufe in die Donau sich ergießen. Diese Thalmulden und Thalebenen bringen in ihrer Weise den unerschöpflichen Reichtum der Natur an Bildungsformen zum Ausdrucke und bieten in der großen Mannigfaltigkeit ihres Verlaufes, in den verschiedenen Formen der sie begleitenden Höhenzüge und Hochebenen, in dem ungezähltemale zu den lieblichsten Bildern zusammentretenden Gemisch von Wald, Feld, Wiese und Oedung dem Freunde der Natur stets neuen Genuß und neue Ueberraschung.

Der Bodengestaltung dieses Landstriches darf ein gewisser Reiz nicht abgesprochen werden. Wer die Erhebungen mit liebendem Auge und aufmerksamen Geistes betrachtet, findet gar oft die herrlichsten Linien, sei es, daß die Höhen wie sanft erhobene Wellen verstreichen, oder durch größere Einsenkungen unterbrochen eine Reihe von Kuppen und Ke-

geln bilden. In kleinem Maaßstabe ist auch hier eine immer bewunderungswürdige Plan- und Ebenmäßigkeit zu finden, ein feines, wechselvolles Spiel mit den Gesetzen der Schönheit, die freilich leichter geahnt und empfunden, als aufgezählt und bestimmt werden.

Zur schwäbischen Heimaterde stimmen so lieblich die darüber hingestreuten Weiler, Dörfer, Marktflecken und Städtchen, die alle etwas von der Anmut der Landschaft an sich zu haben scheinen. Da und dort grüßt uns von den Höhen graues Altertum im zerbröckelnden Gesteine von Kastellen und Burgen, und manch so ein landschaftliches Juwel schaut heute noch in unversehrtem Glanze hinunter in die Gaue, mit denen die Schloßherren durch Jahrhunderte in Krieg und Frieden innig verwebt waren.

Die vielen Kirchlein und Kirchen weitum im Lande, sowie die teils noch von Ordensleuten besetzten, teils andern Zwecken dienenden Klosterbauten bezeugen hinlänglich, daß religiöses Leben und damit die Entfaltung aller jener Kräfte, die der Schöpfer in Hand und Herz des Menschen gelegt hat, in der Vorzeit wie in der Gegenwart zu finden ist.

Auch die Angehörigen anderer deutscher Stämme können dem Dichter nicht Unrecht geben, wenn er von seinen Schwaben sagt, sie seien der Friedenswerke Kenner und tapfer, wenn man ficht.

„Nichts ist klein in der Welt, weder in der Natur noch im Menschenleben," pflegte ein gar würdiger Pfarrherr zu einem Studentlein zu sagen, wenn dieses nach den Reisen der Vakanzzeit im Pfarrhofe die letzte und beste Erholung für die wiederbeginnenden Studien genoß. In diesem gesegneten Hause fand der Studiosus zwar keine äußere Vermehrung des Wissens, aber er wurde gelehrt, nach innen zu blicken und so das Gelernte zu vertiefen.

Wie wußte der Seelsorger, der seitdem verdientermaßen zu einem höheren Posten berufen wurde, bei abwechslungsreichen Spaziergängen oder nach des Tages Arbeit in der abendlichen Erholungsstunde zu Hause in gar kraft- und empfindungsvoller Weise mit unnachahmlicher Frische von der lieblichen Heimat zu reden! Da kehrte das Studentlein notgedrungen etwas den Schalk hervor und erzählte von den Menschen in der Fremde und vom fremden Himmel packender und fesselnder, sonst wäre die Wunderwelt des Hochgebirges, der Reichtum des Südens in Kunst und Natur schier zurückgestanden hinter der schwäbischen Heimat.

Glücklich, wer das Schöne nicht nur in weiter Ferne sucht, sondern auch in der Natur seiner Umgebung sein Herz stärken und Gott danken kann!

1. Buch: Keim und Blüte.

1. Hirschbronn und Stockreute.

Ueber einem der oben geschilderten Thäler liegt ein ansehnlicher Pfarrort; heißen wir ihn Hirschbronn. Das Bächlein unten rinnt klar und hell, von den Sonnenstrahlen oft bis zum Grunde erleuchtet, daß die blanken Kiesel, die stetsbewegten Algen und Tange mit den darüber und darunter hin huschenden Fischlein deutlich dem Auge erscheinen. Der Bach ist belebt von kleinen, unter der Aufsicht von einigen Gänsebuben stehenden Gänseheerden. Buntfärbige Enten dehnen auf eigene Faust ihre Forschungsreisen aus bachauf und ab und machen nicht selten noch extra einen Gänsemarsch in die Getreidefelder, die auf dem linken Ufer des Baches fast den ganzen Höhenzug, wenige schopfartige Reste einstiger Bewaldung ausgenommen, bedecken. Von hier aus überschauen wir am besten den Pfarrort Hirschbronn mit dem dazugehörigen Weiler Stockreute.

Das Pfarrdorf selbst könnte man leicht als Dorf von so und so vielen Hügeln bezeichnen, und wenn auch nicht diese

Ansiedlung mit Rom, so können doch wenigstens des Dorfes Hügel mit den Hügeln der Papststadt einen Vergleich aushalten. Kein Haus steht in gleicher Höhe mit dem Nachbarshause; ja selbst verschiedene Teile eines Gehöftes stehen nicht in der gleichen Ebene, daher zum Beispiel mehrere Stufen vom Wohngebäude zur Stallung und von da zur Scheune führen. Reizend schauen die einzelnen Gebäude aus wohlgepflegten Baumgärten hervor. Gar mancher, vielleicht schon hundertjährige Obstbaum hat eine Höhe und Ausdehnung erreicht, daß man vermeinen könnte, einen Riesen des Waldes vor sich zu haben.

Etwas unter dem höchsten Punkte steht die Kirche mit einem massigen, viereckigen Turme, einem alten Wachtturme, dem ein hoher, schiefergedeckter Helm aufgesetzt wurde.

Ja, diese schwäbischen Türme sind freilich nur selten Musterbilder der Baukunst, doch passen sie zur Landschaft und ihren Bewohnern. Die ganze Geschichte und Entwicklung der Menschen und demnach auch ihre Bauten stehen nicht neben, sondern in der Natur und sind vielfältig durch letztere bedingt worden.

Zur Pfarrei gehört der Weiler Stockreute. Wald gibt es in der ganzen Gegend genug. Wer ihn durchzieht, kann aus der Art des Bestandes und des Betriebes mit ziemlicher Gewißheit darauf schließen, welche Forsten dem Staate, den Bauern oder adeligen Herren gehören.

Den inmitten einiger Wiesen gelegenen Weiler Stockreute hält der Wald dicht umschlungen, und so prangt er wie ein Edelstein auf hellgrünem Grunde zwischen dem Dunkel der Nadelbäume. Man könnte hier eine Ansiedlung von Köhlern vermuten, wie sie in Geschichten beschrieben stehen. Es hausen aber hier keine Köhler, sondern Ackers-

leute. Ihre Felder liegen hinter einem Waldstreifen, der die Aussicht auf eine weite Hochebene hindert. Diese selbst, ein fruchtbarer Getreideboden, bietet auf ihrem weiten Rücken mehreren Bächlein Raum zur Entstehung, wird von deren Rinnsalen reich modelliert und fällt bald steil, bald allmählig, gegen unsern Bach, die Donau und einen Nebenfluß der letztern ab.

Alle Wasser der Gegend finden unmittelbar oder mittelbar ihren Weg in die Donau, um so an dem großen Kreislaufe alles Flüssigen teil zu nehmen, dem die Erdoberfläche zum großen Teile ihre heutige Gestaltung und gänzlich ihre Fruchtbarkeit verdankt.

Stockreute bestand in alter Zeit aus einem einzigen großen Hofe, dem Lehen eines reichsunmittelbaren, d. h. keinem Landesfürsten, sondern nur dem Kaiser und dem Reiche unterstehenden Benediktinerstiftes. Dieser Hof war gleichsam ein vorgeschobener Posten zum Schutze der herrlichen Wälder, die später bei der Klosteraufhebung vom Staate an sich gerissen wurden. Der Name Klosterhof blieb, wenngleich das Abhängigkeitsverhältnis sich gelöst hatte, und aus dem einzigen Gute ein weiteres Bauernanwesen, das des sogenannten Nebenhausbauern, und drei Söldanwesen entstanden.

Die Gebäude des Klosterhofes sind noch die gleichen wie in der alten Zeit. Das Wohnhaus des Klosterhofes hat einen hohen Giebel, und seine Wände sind reichgegliedert durch Holzriegel. Im Innern finden sich hohe Stuben und Kammern, zum Teile zierlich mit Holz getäfelt.

Die Stallungen und Scheunen stehen etwas abseits und sind, wie eine Inschrift auf einem Balken angibt, nahe an die zweihundert Jahre alt. Auf dem Stroh, mit dem

die Wirtschaftsgebäude zum Teile noch eingedeckt sind, wächst faustdickes Moos.

Der zweite, kleinere Hof erbt sich in einer Nebenlinie des Klosterbauern fort, und auch bei den Söldanwesen zeigt sich, Taufen, Heiraten und Todesfälle ausgenommen, kaum ein Wechsel. Die einsam im Walde gelegenen Güter, eine halbe Stunde vom Pfarrorte entfernt, sind schwer zu veräußern, verschaffen aber fleißigen und sparsamen Leuten gleichwohl reichliches Brot.

Als letzter Sproß hat sich ein kleines Häuschen mit nur einer Stube und Kammer, einer kleinen Küche und eben solchem Vorrathsraume angegliedert. Auf mehreren Stufen stieg man zu diesem Leerhäuschen empor, vier Schritte breit umgab es ringsum ein Wurzgärtchen. Dieses sowie den Grund, auf welchem das Häuschen stand, schenkte der Kloster-bauer her, als es gebaut wurde. Die darein einzogen, waren Taglöhnersleute.

So klein und abgelegen auch der Weiler Stock-reute ist, so schlugen doch die Wellen aller großen Zeit-ereignisse auch hier an. Was ein Menschenherz bewegt, Leid und Freud, Haß und Liebe, Erliegen und Siegen ängstigte und erquickte diejenigen, die früher diesen Weiler bewohnten. Aber nicht von der Kriegsnot längstvergangener Zeiten, nicht von Raub, Mord und dergleichen soll im Folgenden die Rede sein. Stockreute hat auch in dieser Beziehung seine Geschichte. Um nur etwas davon anzuführen: Vor vielleicht mehr als 150 Jahren fuhr der damalige Lehensträger des Klosterhofes mit 4 Pferden auf die Schranne. Spät am Abende kamen die Pferde mit dem Wagen heim. Der abgeschnittene Kopf des Klosterbauern fand sich im Futtersacke, der an das Kum-met eines der Pferde angebunden war. Ueber die grausige That wurde nie das geringste Licht verbreitet. Darum ist in dortiger Gegend bis auf den heutigen Tag das Sprüchwort

in vieler Leute Mund: „Alles kommt an den Tag, nur der Klosterbauer nicht.“

Erzählungen von Mordthaten und endlose, schaurige Geschichten werden zum Verderben des Volkes im Ueberflusse verhausiert. Die einfachen Vorgänge der folgenden Kapitel könnten aber für manche Leser nicht ohne Nutzen für's Leben bleiben.

2. Tage der Arbeit.

Wer nur einige Jahrzehnte der Vergangenheit kennt, weiß, wie sehr in Landwirtschaft und Gewerbe die Dienstboten und Gehülfen vordem angestrengter arbeiten mußten, als es heutzutage der Fall ist. Dazu war es den Arbeitern vor Zeiten nach vielen Seiten hin erschwert, einen eigenen Haushalt zu gründen, obwohl doch auch minder vermögliche Leute darnach eine berechtigte Sehnsucht tragen.

In langer Dienstzeit hatten die ersten Inwohner des Leerhäuschens in Stockreute sich eine kleine Summe erspart das Häuschen gebaut und sich dann verheiratet. Ein eigenes, Haus war dazumal bei gewöhnlichen Leuten eine Grundvoraussetzung zur Erwirkung der Heiratsbewilligung.

Als Michael Binder seine Agnes zum Altare führte, gab es wenig Hochzeitslustbarkeiten. Nur meinten mißgünstige Personen, Leute ohne Vermögen thäten am besten daran, ledig zu bleiben.

Allein, wenn zwei Herzen vom lieben Gott für einander bestimmt sind, dann ist die Liebe bei geringen Leuten so echt und tief und rein, wie sie es nur immer bei Begüterten und

Hochgestellten sein mag. Fleißige, sparsame Leute niederen Standes vermögen mit Gottes Hülfe durch ihrer Hände Arbeit wohl auch sich und ihren Kindern hinreichenden Unterhalt zu verschaffen.

Wer mit den Bindersleuten, wie man sie nach dem Namen des Mannes nannte, in Verkehr kam, erfuhr bald, daß die Herzen der Eheleute für einander gestimmt waren wie die Saiten eines Instrumentes. So blieb es für alle Folge. Fleiß, Genügsamkeit und christlicher Sinn ließ den Taglöhnersleuten ihr Leben der Arbeit und Entbehrung als ein recht schönes erscheinen. Sie dankten täglich Gott für das Wenige, das ihnen im Vergleiche mit ihren Nachbarn beschieden war. Sie hatten recht, genossen sie doch das volle Glück des Friedens und der aufmerksamsten gegenseitigen Liebe.

Der Binder hatte die richtige Mannsgröße von fast sechs bayrischen Schuh. Dabei war er untersetzt, und seine kräftigen Arme konnten schon ein Stück Arbeit leisten. Wie es sich mit seinen derben Fäusten vertrug, daß er nebenbei die Männerleute in Stockreute rasierte, mögen diese wohl manchmal verspürt haben; doch dünkte ihnen das Beste, daß auf diese Weise die Bartabnahme nichts koste.

Die Binderin war klein von Figur, dafür aber nur um so flinker und emsiger; die Arbeit ging ihr rasch aus der Hand. So sanftmütig sie sonst war, sie konnte doch ernstlich sich erzürnen, wenn die Mitgenossen bei der Arbeit die Hände ruhen ließen. Die geschäftige Agnes kam dann eilig mit dem Spruche: „Dös ist a' fauler Gaul, der sei' eigenes Futter nöt [1]) zieha' will." Sie hatte Recht, denn von den Früchten des Fleißes dürfen gerade beim Bauernstande auch die Arbeiter einen redlichen Teil genießen.

---

1) nicht.

Beide Ehegatten übernahmen willig jede Arbeit; gar oft arbeiteten sie zusammen. Der Binder flocht zudem Körbe und nahm mit merkwürdigem Geschicke allerlei kleine Reparaturen vor. Zur Verschönerung seines Häuschens und zu gelegenheitlichen Geschenken flocht er Bilderrahmen oder setzte Blumentische und dergleichen zusammen. Wenn dann die Nachbarn oder auch fremde Leute kamen und zuweilen sprachen: „Ja dau [1]) muß ma' doch jammera', [2]) was der Binder alles ka'," so erhöhte dies die Zufriedenheit der braven Leute; sie suchten und brauchten nach ihrer Meinung keine klingende Anerkennung.

Fast das ganze Jahr gingen die Bindersleute bei dem Klosterbauern in's Taglohn, der immerhin einen Grundbesitz von über hundertfünfzig Tagwerk Aecker, Wiesen und Wald besaß. Der Lohn war freilich gering, aber Bauer und Bäurin, letztere besonders, erwiesen ihren Hintersassen viele Gefälligkeiten.

So nahm bald ein Sack Kartoffel, bald ein Laib Brod und andere Lebensmittel, zu heiligen Zeiten aber auch manch Stück saftigen Fleisches den Weg vom Klosterhof in's Binderhäusl.

Die Taglöhnersleute arbeiteten von früh bis spät; das fanden sie für selbstverständlich und trugen dabei kein Verlangen nach Gütern, die sie nicht hatten oder zum Teile nicht einmal kannten. Sie waren voller Gottvertrauen. Nicht etwa des Hauses Wände, sondern ihr Herz trug den Spruch: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

---

1) da.
2) sich verwundern.

3. Ein Prinz.

Die stets gesunden und frohen Bindersleute erhofften vom Engel der ehelichen Liebe eine Nachkommenschaft. Die Binderin hatte nun täglich ein Anliegen mehr, das sie in ihren kernhaften Gebeten dem Himmel anempfahl. Ihre sowie ihres Mannes Sparsamkeit zeigte sich erfinderisch, um dem künftigen Leibeserben all das, was kleine Weltbürger brauchen, bieten zu können.

„Sieh, Weib," sprach der Binder, „i will gern au am Sonntag koi[1]) Bier net trinka', und wenn i dau umanander anhalt in dene Örter, daß i Körb zum Flechta' kriag,[2]) nau[3]) bring i scho' no etli Kreuzer in der Wuch[4]) auf d' Seita'."

„Wia moinst,[5]) Ma'," spricht ein andermal die Binderin, „i könnt dene Knecht und Mägd, die's[6]) zu mir scho' gsagt haba', scho' ihre Wäsch flicka'[7]) und säubera'[8]). Geld will i derfür grad koins; aber wenn's mir ebbes[9]) schenka' manchmal, thäten wir uns doch wiederum leichter."

Die Binderin hatte ihr Geschäft nun zumeist zu Hause; der Binder aber führte für den Bedarf des Klosterhofes und für viele Söldner der Umgebung, die mit ihren Kühen bei

---

1) kein. — 2) bekomme. — 3) nachher. — 4) Woche. — 5) meinst. — 6) welche es. — 7) ausbessern. — 8) reinigen. — 9) etwas.

den gefrorenen Wegen nicht fahren konnten, Arbeits- und Brennholz aus den nahen Forsten. Zu Klosterzeiten hatte der jeweilige Klosterbauer das Recht, alles Holz aus dem nahen Abtsgehau abzuführen. Viele hielten an der überlieferten Gewohnheit freiwillig fest, und wer es that, warzufrieden.

Wenn wir den Binder begleiten, können wir beobachten, wie er, unterstützt von den Knechten des Klosterbauers, einen mächtigen Sägbaum, das ist in diesem Falle eine starke Fichte, die zu Brettern zerschnitten wird, aufladet, um sie zu der zwei Stunden entfernten Sägemühle zu führen.

Der Binder war kaum eine Stunde von Hause fort, als ihm um die Zeit des Elfuhrläutens ein Söhnlein geboren wurde. Von den Nachbarinnen fand die Mutter am Tage der Geburt die Unterstützung, die sie brauchte, und auch längere Zeit später nahmen dieselben durch werkthätige Beihülfe an diesem für das Binderhäusl so bedeutsamen Vorkommnis Anteil.

So wurde es überhaupt in Stockreute gehalten. Für gewöhnlich ging jedes Haus seiner Beschäftigung nach, bei außerodentlichen Ereignissen vereinigten sich alle in Freud und Leid.

Der Januartag war nur kurz, und so wurde es Abend, bis der Binder mit seinem Fuhrwerke heimkehrte. Sein Weib erkannte schon von ferne den heimkehrenden Vater am Schellen des Schlittengeläutes und am kräftigen Peitschenknall.

Wie freudig schlägt ihr Herz! Sie kann sich der Thränen nicht enthalten. Der Binder aber, der von der Geburt seines Kindes noch nichts weiß, schreitet neben seinen müden Pferden einher und besinnt sich, welche Klafter Holz oder

welcher Stamm morgen geführt werden solle. Da sieht er das Hin- und Herlaufen zwischen seinem Heim und den Nachbarshäusern; er treibt die Pferde an. Nun stehen sie im geräumigen Hofe. Die Klosterbäurin tritt auf die Schwelle und erleichtert durch die freudige Nachricht schnell sein Herz, das zwischen Bangen und Hoffen schwankte.

Ein Knecht schirrt die Pferde aus, der Binder aber eilt in seine niedere Stube und findet hier sein treues Weib und sein Kind. „Du bist jetzt Vater," sagt er sich selbst in hoher Freude; aber dabei vergißt er nicht, daß seiner und seines Weibes für die Zukunft eine große Sorge mehr harre.

Der Leerhäuslerprinz begrüßte die Welt wie andere Kinder auch mit Wimmern und Weinen. Sein Vater blickte verwundert auf die Büschel schwarzer Haare, die das Kind bereits mit auf die Welt brachte, sowie auf die niedlichen Füßlein trotz einem Prinzen.

Die Geburt des kleinen Binder stellte nun die Eltern plötzlich vor die Frage, wer das Kind aus der Taufe heben solle. Daran hatten die Gatten bisher nicht gedacht. Die Eigenen, das ist die Verwandten der Bindersleute, waren zu weit entfernt; an die Bauern und Söldner in Stockreute oder im Pfarrdorfe war nicht zu denken. Von den Dienstboten und Taglöhnersleuten gefielen wiederum manche den Bindersleuten nicht. Schon schlich sich in die erste Elternfreude ein Gefühl der Wehmut ein, da fand aber die ganze Patenangelegenheit eine unvermutete, glückliche Lösung.

Die gleiche Frage kam im Klosterhofe auf's Tapet. Die Klosterbäurin mit ihrem feinen, weiblichen Gefühl fand bald heraus, daß es mit der Gevatterschaft einen Hacken haben könnte. Sie besprach mit ihrem Bauer den Vorfall im Nebenhäuschen und nahm gleich vorweg Partei für ihre Taglöhnersleute: „Die Bindersleut sind halt doch viel besser

als sonst d' Leut' von deam Stand." Der Bauer konnte solchem Lob nicht entgegentreten. „Wahr isch, i kenn koine sölche[1]) brave Leut meah."

Die Bäurin rückte vor: „Woißt,[2]) Bauer, s' Binders hant[3]) für uns nöt bloß den Nutza', daß sie besser schaffa'[4]) als andere Leut. Wir können mit unsere Ehahalta'[5]) au seither viel besser z'frieda' sei'. Ihr guet's Beispiel ist nöt umasonst."

„Bäuri, i ka' dir nöt Unrecht geba'," fuhr der Bauer fort; „i hauns[6]) selber iatzt viel scheaner,[7]) weil i, wo der Binder oder sui[8]) derbei isch, neana'[9]) nachzuschaua' brauch."

Die Bäurin setzte hier wieder treffend ein: „Söttige[10]) Leut soll ma' scho an se' halta'." Der Bauer rechtfertigte sich: „Hau' is[11]) nöt allweil thau'?[12]) „Sell[13]) weiß i wohl," besänftigte die Bäurin, „aber ma' könnt ihnen iatzt au' mit de G'vatterleut[14]) aus der Verlegenheit helfa'."

Der Bauer wünschte dem Gespräche ein Ende zu machen; darum sagte er: „Ihr Weiber theatat[15]) d' Welt auf da' Kopf stella'. I will aber mit neamat[16]) a' z' dicke Freundschaft."

Die Bäurin aber war nicht so leicht zu schlagen: „Ja lieba' Ma', was isch iatzt dös Arg's, wenn di a bisle für die Bindersleut verreischt? I moinat',[17]) ihr Mannsleut — und au du bist a' söttiger[18]) — hant scho' gar andere Sacha' a'gfanga', und d' Welt muß do no furtganga'."[19])

Der Klosterbauer wollte für heute nicht nachgeben. Sein letztes Wort in dieser Sache war: „Daß i halt thua', was i will."

---

1) keine so. — 2 weißt du. — 3) haben. — 4) arbeiten. — 5) Dienstboten. 6) habe es. — 7) schöner. — 8) sie. — 9) nirgends. — 10) solche. — 11) habe ich es. — 12) gethan. — 13) das. — 14) Paten. — 15) thätet. — 16) niemand. — 17) meinte. — 18) solcher. — 19) bestehen.

Die Bäurin wollte keinen glänzenden Sieg, wenn sie nur überhaupt ihren Zweck erreichte. Darum schwieg sie vorläufig und kam scheinbar unabsichtlich und nur mehr flüchtig auf diesen Punkt zurück. Der Klosterbauer war ein Mann, der sich schon um die Finger wickeln ließ. Am Morgen faßte er seinen Entschluß, und der stand jetzt fest: „Damit d' Gschicht' a' End hat, mach i da' G'vatter."

Nun eilte die Bäurin in aller Frühe in's Leerhäuschen hinüber, hinterbrachte die frohe Kunde und konnte dem Klosterbauern zurückbringen, wie wenig dazu gehöre, die Dankbarkeit und Ergebenheit guter Herzen sich zu erwerben.

Nun holte der Taglöhner seinen Staat[1]) hervor, der sonst nur an heiligen Tagen aus dem Kasten kam. Im nahen Pfarrorte sollte er auch eine Patin finden. Der Bauer selbst hatte ihm diesen Gang leicht gemacht und ihm sagen lassen, seine Schwägerin, des Dorfbäckers Frau, wäre ihm am liebsten. Die Weiber des Ortes hatten keine kleine Arbeit, ihre spaßhaften oder ernstlichen Glückwünsche anzubringen an den Taglöhner, der im Feierkleide durch das Dorf zum Hause des Bäckers schritt. Die Bäckersfrau war bald für die Patenschaft gewonnen und freute sich, daß der Klosterbauer sie vorgeschlagen habe. Ihr Mann war zwar gerade nicht zu Hause, aber mit den Worten: „Mit deam[2]) wear[3]) i scho' selber ferti" entließ sie den glücklichen Vater, der nun in den Pfarrhof ging, um die heilige Taufe bat und die nötigen Angaben für das Taufbuch machte.

Das Binderskind wurde unter dem Namen Franz Xaver der Christengemeinde eingereiht. Für die Folge wurde sein Name Xaver einfach in Verl abgekürzt. Die vermöglichen Paten sorgten dafür, daß der kirchlichen Handlung Schmaus und Trunk folgen konnte.

---

1) schönen Anzug. — 2) diesem. — 3) werde.

Als dem Tauftage die Nacht folgte, da reichte der Binder seinem treuen Weibe die Hand, und sie versprachen einander, alles für ihren Verl zu thun, wie auch Vater und Mutter fortan täglich ihr Kleinod dem Schutze des Himmels anempfahlen.

Treu behütet von zarter Elternliebe, die keinem Fürstensohne je reicher zu Teil wurde, verlebte Verl die ersten Wochen und Monate seines Lebens. „Au', was weard wohl aus unserm Verl weara?[1])“ fragten besorgt die Eltern, um sich dann gegenseitig zu trösten. „Was Gotts Will' isch, soll gscheha'.“

Der Verl lag in seiner Wiege, dem Fruchtkeime an einem edlen Obstbaume vergleichbar, von dem man im voraus nicht sagen kann, was er in sich berge und ob er zur gesunden Entwicklung gelangen werde.

Des Klosterbauern Töchterlein aber, Apollonia oder kurz Apollau', dem Verl um neun Jahre im Alter voraus, glich der herrlichen Blüte, die gute Frucht erwarten läßt. Von den vier Kindern des Klosterbauern war nur dieses Mädchen am Leben geblieben, und ihre körperliche und geistige Entwickelung berechtigte zu schönen Hoffnungen. Trotzdem sie von ihrer Mutter verhätschelt und verzogen wurde, war sie bisher ein braves, folgsames Kind geblieben.

Apollau' kam nun bisweilen in das Leerhäuschen herüber, um nach Verl zu sehen und um mit ihm zu spielen. Ihre Beaufsichtigung des Kleinen erschien mehr als Spiel, denn als sorgsame Thätigkeit. Doch war die Binderin damit zufrieden, gewann sie doch auf solche Weise manche Stunden zur Arbeit.

Bald mußte es sich zeigen, daß Verls Füßlein sich im Verhältnis zum übrigen Körper zu langsam entwickelten. Er

---

1) werden.

konnte nicht damit strampeln oder zum Munde fahren wie andere kleine Kinder, sondern er bewegte seine Füßlein nur selten und anscheinend nicht ohne große Mühe. Doch dieser Zustand machte den Eltern für's erste wenig Sorge. Denn die Mutter und auch andere Frauen wußten von dem und jenem Kinde zu erzählen, das ebenfalls erst spät das Stehen und Laufen lernte.

Verl konnte stundenlang spielen und häufeln mit Eicheln und Bucheln, mit den Zapfen von verschiedenen Nadelholzarten, mit Kieseln, Holzstücken und dergleichen Dingen, die sein Vater heimbrachte. Er wußte ja nichts von den Spielsachen, wie sie die Kinder in Städten bekommen, und entbehrte sie darum auch nicht. Verl mußte förmlich schwitzen, bis er all den Kram auspackte, überschaute und wieder einräumte.

Der Taglöhnerssohn war ein gesundes, munteres Kind, seine Füßlein aber blieben dauernd schwächlich. Kein Pfuscher, kein Bader, kein Arzt, kein Hausmittel konnte helfen. Verls Mutter opferte unserer lieben Frau gar manche Vierlingskerze und verlobte sich zu Bittgängen nach allen benachbarten Wallfahrtskirchen und hielt dabei mit Beten und Fasten die oft beschwerlichen Wege aus. Endlich erkannte sie, daß es nicht Gottes Wille sei, daß Verl gehen und springen könne wie andere Kinder. Der Vater gab sich zuletzt auch zufrieden.

Ein Rest der Hoffnung blieb den Bindersleuten immer, daß sich mit der Zeit die Schwäche der Füße ihres Bübleins beheben, und dieser den rechten Gebrauch der wichtigen Glieder noch erlangen werde. Verl bewegte sich nur durch Rutschen auf dem Boden, erlangte darin aber allmählich eine große Fertigkeit. So verblieb es bei Verl, so lange er lebte.

Die Bindersleute erhielten keine weitere Leibeserben mehr, und so hofften sie, ausreichend für ihr Kind sorgen zu können.

4. Verls Schulung.

Das Binderbüblein konnte, als es das notwendige Alter erreicht hatte, die allgemeine Volksuniversität, die Schule, nicht besuchen. Niemand fand sich, der ihn ständig auf seinem Wägelein dahin gezogen hätte. So lernte Verl nur, was ihm seine Eltern lehren konnten.

Am besten unterrichtete ihn seine Mutter in der Religion; im Lesen und Rechnen erlangte er wenigstens die allernotwendigsten Kenntnisse, im Schreiben dagegen brachte er es nie über das mühevolle Schreiben seines Namens hinaus. Als er älter wurde, durfte Verl mit den andern Kindern zur heiligen Beicht und zur heiligen Kommunion gehen. Bei der hl. Kommunion nahm er ständig seinen Platz im Chorstuhle ein.

So oft Verl in seinem Wägelchen zur Kirche geführt wurde, und das geschah regelmäßig alle Sonn- und Feiertage, wurde der Karren, auf dem der Verl saß, einfach auf die Seite gestürzt, und der Knabe kroch nach seinem Platze.

Die Eltern versäumten nichts, um ihren Sohn an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen. Dieser half vor allem seinem Vater beim Korbflechten, dann wurde er aber auch

zu kleinen Diensten auf dem Klosterhofe herangezogen. Dies Gehöfte bedeutete für ihn eine ganze Welt gegenüber der armseligen Wohnung seiner Eltern. Verl kam darum mit den übrigen Personen der Stockreute wenig in Verkehr, die Leute des Klosterhofes ausgenommen.

Der Bindersknabe war nicht wählerisch in den Arbeiten, die er verrichtete. Wenn er eine Weiberschürze umgethan hatte und in der Küche half, war er eben so eifrig, als wenn er etwa den Knechten Handwerkszeug zutragen durfte. Ruhen konnte Verl nicht. Wenn ihm längere Zeit kein Auftrag gegeben worden war, so fragte er in einem fort: „Was muß i thoa',“ bis ihm ein notwendiges oder überflüssiges, bisweilen auch lächerliches Geschäft anbefohlen wurde.

Eine Arbeit, die nur er nach seiner Meinung recht verrichten konnte, war das Reinigen der Geschirre und Bestecke. Ebenso ordnete er den Tisch zum Essen, wenn man ihm das Nötige darauf gestellt hatte. An den Fensterseiten der großen Stube waren lange Bänke festgemacht; auf die zwei andern Seiten des Tisches schob er Stühle heran, rutschte von Platz zu Platz und brachte alles in Ordnung. Wenn dann die Dienstboten des Klosterhofes, um Verl zu necken, die Bestecke heimlich auswechselten und zur Bäurin klagend sprachen: „Heut hat der Verl beim Aufdecka' scho' wieder nöt aufpaßt,“ dann ereiferte er sich ernstlich und kam erst zur Ruhe, wenn etwa der gespielte Schabernack eingestanden oder Verl vom Bauern oder der Bäurin von aller Schuld ledig gesprochen war.

Seine besondere Freude hatte Verl daran, wenn er des Klosterbauern silberne Knöpfe, wie sie derselbe an seinen Westen trug, reinigen durfte. Freilich hielt es Verl für einen großen Reichtum, wenn die ausgereihten Viertelskronenthaler, die Vierundzwanziger mit dem Bildnisse der Mut-

tergottes und auf der Rückseite mit dem Bilde der Kaiserin Maria Theresia und die spitzen, hochgewölbten silbernen Knöpfe vor ihm lagen. Verl nahm immer je einige Knöpfe in einen hölzernen Rahmen, rieb sie mit einem Lappen und selbstbereitetem Putzpulver aus einem Sandsteine und der Flüssigkeit, die von der Natur zunächst zur ersten Verdauungszubereitung im Munde bestimmt ist, blank und reihte sie dann sorgfältig wieder in des Bauern Leibla', das ist Westen, ein.

Wenn dann die Bauern am Sonntage zur Kirche kamen mit ihrem Dreispitz, dem langen Flügelrock, der roten oder geblümten Weste mit silbernen Knöpfen, mit ledernen Hosen bis zum Knie, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen und etwa zum Opfer gingen oder am Gründonnerstage und dem Bruderschaftsfeste zur heiligen Kommunion, Mann für Mann den Bauder, das ist den Rosenkranz, um die Hand gewunden, dann hatte Verl mit lauter Schauen seine liebe Not. War es doch eine so stattliche Reihe ehrenwerter Männer, die stets in bestimmter Ordnung hinter einander einherschritt, als ob das Recht des Vortrittes auf die einzelnen Höfe protokollarisch eingetragen wäre. Nach der Reihe der Bauern wurde die Kleidung etwas mägerer, es kamen die Söldner, Handwerker und zuletzt die Taglöhner. Welche gute Grundlage von Gesundheit schaute einem jeden der Männer aus den Augen! Von Not oder Lebensüberdruß fand sich keine Spur. Wie fest klangen da die Tritte all der Bauern durch das geräumige Gotteshaus!

Mit weicheren, rascheren, kleineren Schritten kam dann die Reihe der Bäuerinnen, Söldnerinnen und des übrigen Weibervolkes. Wie das raschelt und knittert von Seide und andern Stoffen! Einen unverwüstlichen Kopfschmuck bilden die goldenen oder silbernen Riegelhauben mit den

langen, breiten, schwarzseidenen Bändern. Wie hübsch steht zu den frischen Gesichtern das vielfarbige, seidene Brusttuch, das schwarze Mieder mit den silbernen Ketten, an die eine Reihe von alten Thalern, silbernen Eicheln und dergleichen Schmucksachen gereiht sind! Ein seidener oder gefältelter tuchener Rock mit seidener Schürze bildete den Abschluß der Kleidung.

Am meisten interessierte es Verl, wessen Knöpfe am blankſten geputzt waren, und er hielt regelmäßig den Kloster-bauern für den schönsten Mann, natürlich, hatte er ja doch wiederum seine Knöpfe geputzt. Daneben erwartete er auch einen freundlichen Blick von Seite der Klosterbäurin, worauf diese nicht leicht vergaß. Erst dann, wenn Verl sich über Beides vergewissert hatte, setzte er seine Andacht wieder fort. Denn ein strammer Vizemeßner, der mit Vorliebe von den „vierhundert Punkten“ sprach, die er sich merken müsse, sorgte für die Aufrechthaltung der Ordnung. Der gute Mann war in seinem Dienste grau geworden; darum nahm es ihm niemand übel, wenn er zuweilen bei einem geringen Ver-sehen der Ministranten durch lauten Zuruf oder gar hand-greifliche Instruktion eine kleine Störung zu einer größern machte. Es verzehrte ihn der Eifer für die heilige Sache, und wenn ein hoher Festtag angebrochen war, da quollen ihm vor lauter Sorge die Augen fast aus ihren Höhlen heraus. Nichts ist natürlicher, als daß so ein Mann die Jugend in den Kinderstühlen in Ruhe erhielt. Spaß litt und verstand der Vizemeßner keinen.

Wenn nun gar bei einem Bruderschaftsfeste die Kon-siliumsmitglieder, darunter auch der Klosterbauer, ihre Bru-derschaftszeichen, das ist rote Stangen mit einem Mäntelchen oben und dem vergoldeten Namen Jesu, gleich Hellebarden in die Hände nahmen, das Allerheiligste begleiteten oder zur

Erneuerung des Bruderschaftsgelöbnisses am Altare niederknieten, dann sah alles überaus feierlich aus.

Wirklich war bei kirchlichen Festen, dann auch bei Taufen, Hochzeiten, Leichenbegängnissen jeder geringe Umstand so der überlieferten Sitte untergeordnet, daß selbst an den Höfen der Fürsten das Ceremoniell nicht strenger sein kann.

Wenn wir die nämlichen Landleute, die unter der Woche ihrer beschwerlichen Beschäftigung nachgehen, an Sonn- und Festtagen in der Kirche sehen, so erkennen wir, daß ein nicht geringes Maaß von Standesbewußtsein oder, wie man es zuweilen verkehrt nennt, ein ziemlicher Bauernstolz in diesen Leuten steckt. Sie halten ihren Stand für den schönsten, den Grundbesitz und einen reichen Viehstand für den solidesten Erwerb. Ist ja doch im alten und neuen Testament sogar oft vom Bauernstande die Rede und kann ja wie keiner der andern Stände der Landwirt in seinen Arbeiten ein Bild des Menschen- und Christenlebens überhaupt darstellen.

Verl wuchs so recht in der Klosterbäurin Herz hinein. Zärtlich hieß ihn diese zuweilen ihr Kindle und Söhnle, auch nachdem Verl schon größer geworden war. Der Klosterbauer war mit Verl ebenfalls wohl zufrieden, seine Apollau' that ihm doch wenigstens nichts zu leide. Bei den Dienstboten des Klosterhofes galt Verl gar viel. Sie ließen ihn gern mitfahren auf die Wiesen und Felder und in den Wald. Verl lernte auf diese Weise auch die Welt außerhalb des Klosterhofes etwas kennen.

Die Tiere des Klosterhofes, den Fuchs, den Braun, die alte Stute, s' Bräunle, s' Bläßle, die Judenkuh, den Scheck 2c. kannte Verl alle, und fast schien es auch umgekehrt der Fall zu sein. Die Enten, Hennen, Gänse, Tauben aber hatten ihren Verl so lieb, daß er manchmal sich vor ihnen flüchten mußte. Er bewarb sich nämlich darum, dem Geflügel

das zubereitete Futter auf die Hoframpe bringen zu dürfen. Geschah dieses, so war bald vom ganzen Verl nichts mehr zu sehen. Er war buchstäblich ganz überflügelt, das ist mit Geflügel bedeckt.

Verl wußte geschickt die Wünsche und Klagen der Dienstboten der Klosterbäurin zu hinterbringen, und diese suchte zu gelegener Zeit die berechtigten Forderungen zu erfüllen oder nach und nach zur Erfüllung zu bringen. Apollau' hielten die Dienstboten für unwürdig zu einer solchen Vertrauensstellung; sie galt bei ihnen, ob mit Recht oder Unrecht mag unentschieden bleiben, für hart und hochmütig.

5. Trennung.

Verl erreichte sein 14. Lebensjahr und hatte bisher die Welt nur von der rosigen Seite kennen gelernt. Daß er seine Füße nicht ordentlich gebrauchen konnte oder, wie die Leute sagten, ein Krüppel war, empfand er nicht als Unglück.

Wieder war die Erde mit Schnee bedeckt wie bei der Geburt des Verl. Am Tage des hl. Nikolaus traf nun eine überaus große Heimsuchung die Bewohner des Leerhäuschens. Verls Vater beschäftigte sich mit den Knechten des Klosterbauern im nahen Walde mit Holzfällen. Diese harte und gefährliche Arbeit war ihnen etwas ganz Gewohntes.

Diesmal galt die Arbeit einer hohen Tanne. Der dicke, gegen 30 Meter hohe Stamm war schon zum Teile durchgesägt, und jeder Axtstreich machte ihn bis zur Spitze erzittern. Endlich neigte sich der Baum zum Falle. Die Knechte liefen zur Seite, der Binder aber, dessen Tabakspfeife zu Boden gefallen war, wollte sie noch blitzschnell aufheben. Die Tanne sank nicht ganz nach der vermuteten Richtung, riß im Sturze mehrere kleine Bäume um, und diese deckten den Binder zu.

Wie so schaurig doch der Wald darein blicken konnte, als verhöhne er die Menschen! Die Sonne versteckte sich hinter schwärzliche Wolken, ein scharfer, atembeklemmender Wind durchbrauste die Landschaft und trieb eisige Flöckchen und feinen Riesel dem traurigen Zuge in's Gesicht, der nun bald langsam aus dem Walde schritt.

Mag der Mensch in der Natur tausendmal seine Stimmung wiederfinden oder richtiger der Schöpfung sein Fühlen und Denken unterschieben, gar manchmal und besonders im Unglücke vermeint er im Gegenteile, in der Außenwelt eine feindselige Macht zu erkennen. Und wie die Schöpfung den schönsten Hintergrund für ein von Freude übervolles Herz bilden kann, so vermag die Natur sich auch so zu verdüstern und mit Schreckniſſen derartig dem Gesichte, Gehöre und Gefühle zuzusetzen, daß der geplagte Mensch noch mehr verzagt. Der Glückliche mag wohl sich für ein so wichtiges Wesen halten, daß sozusagen die Natur sich um ihn bewegt; der vom Unglück Niedergebeugte aber erkennt auch seine Armseligkeit gegenüber der Schöpfung und ihren Kräften an. Den bis in das Leben hinein vom Schmerz getroffenen Erdenpilger kann für's erste nur Gott wieder aufrichten.

Der Verunglückte war rasch unter den Bäumen hervorgezogen worden. Weil er Hände und Füße bewegen und mühsam reden konnte, zudem, einige mit Blut unterlaufene Flecken auf der Brust abgerechnet, größere, sichtbare Verletzungen nicht aufwies, so glaubte der Verunglückte, wie die Knechte, die ihn heimtrugen, der Nachteil sei bald wieder zu beheben. Der Binder legte seine Hände um den Hals der beiden starken Männer und saß in ihrer Mitte auf einem starken Prügel, den sie beiderseits erfaßten. So traten sie mit ihrer traurigen Last den Heimweg an.

Schon auf dem kurzen Heimwege wurde des Binders Zustand viel schlechter. Sein Weib wurde leichenblaß, als

sie ihren Mann daher tragen sah. Sie warf einen Blick auf das Bild des Gekreuzigten, in welchem all' ihr Glaube und all ihr Gottvertrauen zum Ausdrucke kam, verwies dann dem Verl sein lautes Weinen und sprach tränenvollen Auges zu ihrem Manne: „Mei' Ma', was ist mit dir?" Dann traf die Binderin Anordnungen, daß raschestens mit zwei Gefährten der Ortspfarrer und an Stelle des zur Zeit ebenfalls erkrankten Ortschirurgen ein Arzt herbei geholt werde.

Der Priester mit dem Allerheiligsten traf gerade noch zur rechten Zeit ein, um den Taglöhner zu einem christlichen Tode vorbereiten zu können. Die letzten Gedanken des Binder auf der Welt waren die volle Ergebung in den Willen Gottes und die Anempfehlung seines treuen Weibes und seines Sohnes an die göttliche Vorsehung.

Nunmehr entschwand sein Bewußtsein, wenn gleich die Augen auf sein Weib gerichtet blieben, die starkmütig die Tränen niederkämpfte.

Der Atem ist nun gesägt und ruckweise, ein vergeblicher Brechreiz plagt den guten Mann, aus Mund und Nase rinnt zeitweilig Blut, der Puls überstürzt sich in dem fieberischen Körper, die heißen Arme sind starr. O weh! jetzt setzt der Atem länger aus, — die gebrochenen Augen verdrehen sich, — der Kopf sinkt zur Seite. —

Mit einem Schrei des Entsetzens erkennt die Binderin, die an der Bettstadt knieend ihres Mannes Hand umschlungen hielt, betete und ihm den Weihbrunnen gab, daß ihr Mann verschieden. Das unglückliche Weib hatte schon zu viel ruhig ertragen, um das Leiden ihres Mannes nicht zu vermehren; jetzt arbeitete sich mit großer Gewalt aus ihrem Innersten ein herzzerbrechendes Weinen hervor. Verl, der bisher auf dem Bette saß und seinem Vater den Schweiß abwischte, läßt sich

auf den Boden herunter und stimmt mit bitterlichster Wehmut in das Klagen seiner Mutter ein.

Dem Arzte wurde ein Bote entgegen gesandt, daß sein Erscheinen nicht mehr notwendig sei.

Möchten doch die Leser dieser Erzählung dereinst auch ein glückseliges Sterbstündlein finden! Möchten sie nie vergessen, daß der Mensch in jedem Stande dem Himmel zustreben kann und muß!

Bei anbrechender Nacht eilten alle abkömmlichen Personen der Stockreute in's Binderhäuschen und beteten für den Verstorbenen zum erstenmale den Armenseelenrosenkranz. Dann war die Binderin mit ihrem Verl wieder allein. Sie betete noch lange; Verl aber klammerte sich ängstlich an seine Mutter an, als hätte diese die Macht, das Geschehene zu ändern.

Am Morgen des dritten Tages trug man den Binder zu Grabe. Der Pfarrer hatte eine große Beteiligung vorausgesehen und hielt eine schöne Grabrede.

„Der Verstorbene," so sagte er unter Anderm, „hat mit seinem Bauern und dieser mit ihm einen Verkehr gepflogen, wie dieser nirgends musterhafter und in unserer Zeit gar selten irgendwo so schön besteht. Der einfache Taglöhner hielt sich unbewußt die Regel vor Augen, die in der heiligen Schrift den Arbeitern gegeben wird: „Die Knechte ermahne, daß sie ihren Herren in Allem unterthänig und gefällig seien, nichts entwenden, sondern in Allem sich vollkommen treu erweisen, damit sie der Lehre Gottes, unseres Heilandes, zur Zierde seien in Allem." (Tit. 2, 9 und 10.) Solche treue Diener müssen aber auch geliebt und geachtet werden: „Ihr Herren, lasset ab von Drohungen gegen eure Knechte; denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel, und daß bei ihm kein Ansehen der Person ist!" (Eph. 6, 9.)

„Die Welt ruht sicher auf gegenseitiger Gerechtigkeit und Liebe.

Weder die Arbeit darf verweigert werden, noch der Arbeit der Lohn und dem Arbeiter darüber hinaus Liebe und Achtung."

Darauf tröstete der Geistliche gar liebreich die Wittwe und ermahnte den Verl, seinem Vater ähnlich zu werden.

Reich und Arm verließ den Gottesacker mit dem Vorsatze, den von Gott in der Welt angewiesenen Platz recht ausfüllen zu wollen, da beim Gerichte der Lohn nicht nach der Würde oder dem Besitztume, sondern nur nach der treuen Dienstleistung ausgeteilt wird.

Verl aber vergaß niemals ganz den christlichen Tod seines Vaters und die Mahnungen an seinem Grabe.

2. Buch. Frost und Sturm.

1. Apollau'.

Des Klosterhofes Erbin entsprach von Jahr zu Jahr weniger den schönen Hoffnungen, die man auf sie zu setzen berechtigt war. Apollaun's Mutter hatte sie gründlich verzogen, indem sie ihren Hochmut anstachelte, ihre Fehler gegenüber dem Vater verheimlichte oder entschuldigte. Wehe dem Lehrer und Geistlichen, den Nachbarn oder Dienstboten, die sich über des Klosterhofes Tochter beklagten! Die Mutter ließ an ihnen keinen guten Fleck mehr.

Apollau' besuchte nach ihrem sechzehnten Lebensjahre noch einige Jahre eine Klosterschule. Hier nahm ihr Stolz nicht wenig zu, da sie unter den Töchtern von Bürgern, Lehrern und Beamten zwar nicht durch ihre Kenntnisse, wohl aber durch ihre Leibesgestalt und den Reichtum des Vaters eine Rolle spielte. Apollau' gehörte zu den wenigen Mädchen, die nicht mit Liebe und Verehrung an ihren Lehrerinnen hingen und deren wohlbegründete Warnungen verlachten.

Ein dummer Stolz machte ihr Herz unempfindlich gegen das schönste Beispiel treuer Pflichterfüllung und religiösen Sinnes.

Um Apollau' zu guterletzt im Kochen ausbilden zu lassen, brachte sie deren Mutter in einen Gasthof einer größeren Stadt, und hier bestachen Glanz und Flitter und die Tändeleien mancher Stadtherren derart das thörichte Bauernmädchen, daß sie dem Landleben keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Appollau' hielt es nunmehr für selbstverständlich, daß ihr eine besonders glänzende Zukunft vorbehalten sei. Dieses geträumte Glück stellte sie sich vor in einem jungen, feinen Manne, der sie zur Ehe nehmen werde.

Zum Heiraten war es nach Apollaun's Meinung höchste Zeit, da sie mittlerweile von fünfundzwanzig Jahren nicht mehr weit entfernt war. Für die Bauernsöhne hatte sie kein Interesse. Wenn sie auf ihren Wegen daher trippelte, hatte sie für dieselben nur ein gnädiges Kopfnicken, aber keinen herzlichen Gruß und keine freundliche Ansprache.

Der Klosterhof stand weitum im größten Ansehen. Sein Besitzer wußte nicht bloß seine Oekonomie wirtschaftlich zu betreiben, er ließ sich in neuerer Zeit auch auf den Güterhandel ein, indem er mit Christen und Juden, wie es sich eben traf, zu diesem Geschäfte sich verband. Diese Art des Handels trug dem Klosterbauer reichlich das Doppelte des Erträgnisses aus der Landwirtschaft ein. Für die Gefahren, die mit solchem Handel verbunden sein können, hatten zum wenigsten die Klosterbäuerin und deren Tochter einen Sinn; im Gegenteile ermutigten beide den Klosterbauer zu immer kühnerem Vorgehen. Die Bäurin hatte hauptsächlich den Wunsch, ihre Tochter recht reich verheiraten zu können; Apollau' aber sah schon allen Erwerb ihres Vaters als ihr Eigentum an.

Durch Apollau' mit ihrer Ausbildung wurde überhaupt Vieles auf dem Klosterhofe anders. In gar manchen Punkten schlich sich nach und nach herrische Sitte ein und verdrängte die alte Gewohnheit. Apollau' und ihre Mutter waren verunglückte Nachbilder städtischen Gebahrens. Natürlich stiegen die Ausgaben im ganzen Umfange der Hauswirtschaft. Wo immer möglich, wurden alte Hauseinrichtungsgegenstände mit neuen, teureren und schlechteren vertauscht. Derlei Wünsche und Anträge Apollau's wiederholten sich in einem fort, so daß der Bauer zuweilen zornig ausrief: „Zum Deixel [1]) nei' mit deiner Ausbildung! I wollt, i hätt die nia fortthoa'!" [2]) Aber die Verfeinerung siegte doch, und was dem ersten Ansturme nicht erlag, mußte später fallen.

Einmal nun meldete sich durch einen sogenannten Kuppler oder Heiratsmacher ein Bräutigam, der einzige Sohn eines reichen Bauern. Seine Vermögens- und Familienverhältnisse waren wohlbekannt und bestens geordnet. Im Familienrate, der darüber gehalten wurde, waren zwei Stimmen gegen eine. Der Vater hielt seine Apollau' so recht geschaffen für eine Bäurin, Mutter und Tochter dachten anders. Die Sache spitzte sich zu einem Streite zusammen, und der Vater ging in das Wirtshaus, um seinen Weibsleuten zu entrinnen.

Nicht selten kann man Ehefrauen über das viele Wirtshaussitzen ihrer Männer Klage führen hören; sie vergessen aber dabei, daß sie in vielen Fällen selbst den Männern auf die verschiedenste Weise den Aufenthalt zu Hause verleiden.

Der Bauer trank im Zorne zuviel, was bisher noch kein einzigesmal geschehen war. Durch dieses Vergehen selbst etwas kleinmütiger geworden entschied er die Angelegenheit mit den Worten: „Wenn ihr halt den nöt möget, nau [3])

1) Teufel. — 2) fortgethan. — 3) nachher.

weard scho no an Anderer au[1]) komma', der ui[2]) au recht ischt. Aber bis dauna'[3]) laßt mi in Ruha' mit uirem[4]) Pflenna,[5]) sonst ischt's nemme[6]) zum Aushalta'."

Dieser Entscheid beruhigte vorläufig Apollau' und deren Mutter. Es fand sich zudem kein Bauernbursche mehr zum Werben ein. Apollau' aber besoldete reichlich hinter dem Rücken ihrer Eltern eine Reihe von Manns- und Frauenspersonen, die ihr einen geeigneten Bräutigam auszukundschaften versprachen.

---

1) auch. — 2) euch. — 3) dahin. — 4) euerem. — 5) Weinen. — 6) nicht mehr.

2. „Beim Wirt.“

Im Klosterhofe war der Hausfriede bedenklich in's Wanken gekommen. Dieser Umstand hatte für alle Hausgenossen nachteilige Folgen und so auch für den Klosterbauern. Der Bauer kam sonst an Sonn- und Feiertagen bis zum Abendessen immer schon nach Hause und verlangte das Gleiche von seinen Dienstboten, wenige Tage des Jahres ausgenommen. Jetzt hielt er sich aber länger und manchmal viel zu lange beim Wirte auf.

An den Werktagen wurde dort kein braunes, sondern nur weißes Bier geschenkt, und selbst an Sonntagen wurde vom braunen Bier nur ein gewisses Maaß verzapft. Ging dieses zu bald aus, oder wollte der Wirt zum schwarzen Adler mit Wein ein Geschäft machen, so kam nur mehr Wein, weißer oder roter, auf den Tisch.

Der Wirt zum schwarzen Adler führt bis zum heutigen Tage den österreichischen Doppeladler im Schilde. Immer war und ist zum Teil in der Gegenwart noch hier für einen guten Schoppen gesorgt, wenn es sich auch nicht mehr verlohnt, mit eigenem Gefährte den Wein aus Württemberg und der Pfalz herzuführen. Dieser persönliche Einkauf an Ort und Stelle, sowie die eigene Beförderung bot freilich eine gewisse Sicherheit für einen guten Tropfen.

Den Bauern konnte man im Allgemeinen das Lob der Mäßigkeit und Sparsamkeit nicht versagen, allein einige nasse Vettern hatten beim Adlerwirte immer ihre Sitzung bis in die späte Nacht oder gar bis zum Morgen. Es war nicht zu befürchten, daß die Ortspolizei den Männern, die in gemeindlichen Dingen ein großes Wort mit zu reden hatten, viele Ungelegenheiten mache.

Durch unsinnige Wetten, durch Freihalten ganzer Tischgesellschaften und teures Spiel wurde viel Geld verschwendet. So mußte manchmal der letzte Kronenthaler oder das letzte Guldenstückl, vielleicht vom Verkaufe eines Rindes oder vom Erlöse aus einer Schranne, aus der Tasche wandern. Die angeheiterte Gesellschaft achtete kein Geld mehr, und sie wußten ihre Verschwendung noch zu beschönigen mit dem Spruche: 'S Geld ischt rund, daß' rolla' ka'." Freilich gingen ihnen dann zuweilen auch wieder die Augen auf, und mancher brachte sie vor Jammer nicht mehr zu, wenn der Jakobsohn oder Löwenstein oder Itzig Kohn immer fleißiger den Bauernhof besuchte und ihn zuletzt ganz für sich bekam.

Die Bauern liebten es auch, zu politisieren. Die Religion und religiöse Fragen blieben aus dem Spiel; freilich durch zweideutige Reden und sogenannte Witze wurde nicht selten das Gewissen belastet. Um so mehr wurde gestritten über die damals im Bau begriffene erste Eisenbahn und um Franzosen, Russen und Türken. Die nasse Bruderschaft hatte selbst einen Türken zum Mitgliede.

Diesen Spitznamen führte der himmellange Wagner des Ortes, der einmal auf einem Jahrmarkte ein Buch über die Türken gekauft hatte, und der seitdem die Türken nicht mehr verwinden konnte. Bei seinen geringen geschichtlichen Kenntnissen dachte er nicht daran, daß die Türken schon lange nicht mehr im Stande seien, Europa zu bedrohen. Ihm galt der

Kirchenpatron des Ortes, der heilige Ulrich, besonders viel, weil dieser nach seiner Meinung den Sieg über die Türken auf dem Lechfelde entschieden hatte.

War dieser Riese vom Trinken warm geworden, so begann er regelmäßig: „Alsdann sag i, der Türk der weard [1]) no Alle herr. Nau [2]) guckat no, wia's dau zugaht! 'S Vertlaufa [3]) weard 's g'scheid'st sei'." Es war gut, seine Ueberzeugung nicht anzutasten, sonst hätte sich der bärenstarke Mann noch mehr für die Türken ereifert und zum Schlusse einen Bauern nach dem andern zur Hausthüre hinausgeworfen. Wie köstlich nahmen sich im schwäbischen Munde die türkischen Namen aus wie z. B. Salidan, anstatt Soliman, Karl Muspapfer statt Kara Mustapha, Graußviechzier statt Großvezier u. s. w

Am ruhigsten in der Gesellschaft und jener, der regelmäßig mit dem Heimgehen den Anfang machte, war der Bader oder richtiger Chirurg des Ortes. Welches Sümmchen verdiente er bei den üppigen Bauern nur allein mit dem Aderlassen, das jährlich mehrmals bei jeder ältern Person als dringend notwendig angesehen wurde!

Der Chirurg galt wohl etwas bei den Bauern, denn er besaß keine geringe Erfahrung und machte bei vorkommenden Krankheitsfällen raschen Prozeß. Die Untersuchung, das Verschreiben mitsammt dem Mittel kosteten Fall für Fall einen Siebzehner. Die Verhaltungsmaßregeln waren für gewöhnlich die denkbar einfachsten: „Recht Schwitzen und nichts Saures, nichts Fettes und nichts Trockenes essen!" Wenn wir uns eines Urteiles über eine solche Behandlung der verschiedenartigen Patienten enthalten wollen, so steht doch so viel fest, daß man bei seiner Behandlung für Weniges gesund werden oder sterben konnte.

---

1) wird. — 2) nachher. — 3) fliehen.

Wie es aber beim Adlerwirte zuging, wenn die erhitzten Köpfe zu nahe aneinander gerieten, das wußte der Chirurg am besten. Er war dann mit dem Anlegen von Verbänden nicht so bald fertig.

Das Kapitel „beim Wirt“ spielt häufig im Leben eine trübe Rolle. Der letzte Rest guten Willens wird noch in geistigen Getränken ersäuft. So weit kam es mit dem Klosterbauern zwar nicht, aber immerhin wurde er aus einem musterhaften Hausvater ein leichtfertiger.

3. Abbruch.

Die Schicksale des Binderhäusls und seiner Bewohner sind nun bald erzählt. Die Zeit vermochte den Schmerz und den erlittenen Verlust nicht zu heilen. Die Wittwe fand zwar immer noch ausreichend ihren Unterhalt, Verl machte der Binderin keine Sorge; allein die kleine Leerhäuslersfrau erkrankte und wurde immer kränker, zehrte ab und starb.

Wenn dem Verl kein reiches Erbe hinterblieb, war es gewiß nicht die Schuld seiner Eltern. Die Verwandten wollten das Binderhäusl mit Dareingabe des Verl nicht übernehmen. So fügte es sich, daß eine neue Taglöhnersfamilie das Leerhäuschen erhielt mit der Verpflichtung, Verl so lange zu verköstigen, bis für ihn ein anderweitiges Unterkommen gefunden werden könne.

Die neuen Bindersleute, so wurden sie nach dem ersten Besitzer genannt, waren das gerade Gegenteil der alten. Der Pflegevater Verls war der Ausbund von einem schlechten Menschen. Lange widerstand dessen Weib dem Bösen, bis auch sie langsam in das Elend der Sünde herabgezogen wurde. Verl mußte beständig die drei Kinder seiner Pflege-

eltern um sich dulden, die ihn entsetzlich plagten. Die Taglöhnersleute hatten lange Zeit eine sündhafte Bekanntschaft gepflogen, und als sie endlich zur Ehe schritten, war von der vermeintlichen Liebe rein nichts mehr geblieben.

Verls schöne Tage waren zu Ende. Mehr und mehr zeigte sich aber auch der schlimme Einfluß in seinem Betragen. Wenn in einem Gärtchen die Pflanzen auch noch so gut gepflegt worden sind, und es fällt ein einziger Reif, ja es kommt eine Reihe von Frostnächten, dann ist alle Mühe umsonst gewesen. Was nicht erstirbt, bleibt im Wachstume zurück für immer.

Die Schnapsflasche führte von nun an das Regiment, und mit den Kindern seines Pflegevaters lernte auch Verl bald diesen unseligen Genuß kennen. Trinken, Fluchen, Streiten war an der Tagesordnung. Die neuen Leute sahen dazu erst noch nicht ein, daß sie allein an jedem Verderben und aller Not schuldig seien. Viel lieber schoben sie dem lieben Gott die Schuld zu und den Besitzenden, die nach ihrer Meinung auf Kosten der Armen sich bereicherten.

Verl wurde dem Klosterhofe ganz entfremdet. Seine Pflegemutter fand das Betteln in doppeltem Sinne erträglicher als das Arbeiten, und deren Mann war mit nichts zufrieden und machte bei jeder Gelegenheit dem Klosterbauern die schönsten Grobheiten. Endlich mußte es zum Bruche kommen. Der Schnapsbruder trennte sich für immer von dem Klosterbauern mit dem frommen Wunsche, es solle bald die Zeit kommen, in der man den Stiel umkehre, daß die Bauern schwitzen müssen und die armen Leute sich's wohl sein lassen. Auch in Verl regte sich so etwas wie Haß gegen alle Begüterten, seinen Paten und die Klosterbäurin nicht ausgenommen.

Das Binderhäuschen war nun reif zum Abbruch. Die Inhaber desselben kamen bald so zurück, daß ihr Häuschen

versteigert wurde. Die Taglöhnersleute zogen fortan im Lande umeinander, und es war unentschieden, ob Stehlen oder Hausieren ihr Hauptgewerbe sei.

Verl kam bei einem Schnitzer in die Lehre; der Klosterbauer aber, der das Binderhäuschen erstanden hatte, brach es ab. So verschwand die einstige Stätte so reinen Glückes. Es fand sich niemand, der es bezogen hätte.

4. Der Bräutigam.

Appolau's Nöten und Aengsten fanden ein Ende, als sich ein Bräutigam und dazu noch der Aufsichtsbeamte einer Fabrik mit dem Titel Inspektor einstellte.

Der Bräutigam war ein schlanker, beweglicher Mann mit feinem, bleichem Gesicht, stets mit einem goldenen Zwicker agierend. Wenn er im Eifer des Gespräches diesen hundertmal aufsetzte und abnahm und mit den zunehmenden Gefühlsäußerungen immer näher vor die angeredete Person trat und nur in der Entfernung einer Handbreite ihr scharf in die Augen sah, gab dies Verhalten seinen Worten eine mächtige äußere Stütze.

Wie wußte der Inspektor mit Apollau' und ihrer Mutter und selbst mit dem ernsten Klosterbauern zu scherzen! Sein Lachen klang zuweilen so spitz und scharf, als würde ein Dutzend Gläser auf dem Boden zerschellt, dann wieder so lieblich wie der Ton eines silbernen Glöckchens, manchmal aber auch dumpf und grollend wie das Gepolter eines die Stiege herunterrollenden Fasses.

Mit einem Worte, diesem Herrn war eine solche Mundfertigkeit gegeben, daß er, wie man bildlich sagen kann, das

geschwätzigste Weib tot und die festeste Mauer nieder schwätzen konnte.

Gar Viele verfallen in den Fehler, die Bildung nach der Redegabe abzumessen. Was nützt dann am Ende alle Bildung, wenn diese, wie es leider zuweilen vorkommt, einem Menschen nicht auch einen sittlichen Halt und gute Lebensgrundsätze verleiht?

Den Sinn Apollau's hatte der Herr Inspektor schon aus ihren durch Mittelspersonen gemachten Heiratsanträgen erkannt. In das Herz der Klosterbäurin lächelte und disputierte er sich bald hinein. Nur der Klosterbauer war dem Bräutigam gegenüber noch gleichgiltig oder vielleicht auch ablehnend.

Der Herr Inspektor kannte seine mächtigen Bundesgenossen, und durch stets berechnete Höflichkeit und Artigkeit, durch die zarteste Aufmerksamkeit und die Anpassung an seine Lebensanschauungen wollte er auch den Bauern für sich gewinnen.

„Bitte, wie meinen Sie in dieser Sache?" klopfte höflich der glatte Herr an. „I moin[1]) gar nix" war die Abweisung. So ging es also nicht; wohlan, man probiert es auf eine andere Weise!

Der Herr Inspektor hatte, wer weiß woher, auch Kenntnisse in der Landwirtschaft und berechnete so ziemlich richtig das durchschnittliche Erträgnis eines Tagwerks Wiese oder Feld; er konnte Aufschluß geben über die Rentabilität des Waldes mit Anpflanzungskosten, Wartezeit, Schädigungen u. s. w. und warf überhaupt mit Zahlen um sich, daß dem Klosterbauern, der wahrlich im Rechnen wohlerfahren war, der Kopf schwindelte.

---

1) meine.

Von den Güterhändeln des Klosterbauern hatte Apollau's Bräutigam ebenfalls Kenntnis erhalten, und es ist nicht schwierig zu erraten, durch wen.

Mit Kühnheit und Entschiedenheit führte der welterfahrene Mann den Beweis, wie das Geld im Handel eine viel größere Verzinsung gewähre als im Betriebe der Landwirtschaft. Der Herr Inspektor schien seinen Zwicker zwischen den Fingern zermalmen zu wollen, so oft er den Satz aussprach: „Umsatz ist Gewinn."

Die Scheu der richtigen alten Bauern vor dem Schuldenmachen kam ihm riesig dumm vor. Seine Fabrik hatte ja selbst auf Grund aufgenommener Anleihen ihr Werk vergrößert und arbeitete mit reichlichem Gewinn.

Der Klosterbauer fand die Unterscheidung zwischen rentierlichen oder produzierenden und fressenden oder unrentierlichen Schulden zutreffend.

Schließlich kam auch der Klosterbauer in's Wanken und meinte, solch ein erfahrener Mann könne für Apollau' taugen und zuletzt ihm selbst bei seinen Unternehmungen große Dienste leisten.

Der Herr Inspektor schien überdies auch ein religiöser Mann zu sein, denn er machte auch beim Herrn Pfarrer seinen Besuch. Die Klosterbäurin brannte nun begreiflicher Weise vor Begierde, das Urteil des Pfarrers über ihren künftigen Schwiegersohn zu hören. Allein der Seelsorger erwiderte ihr, diese Aufwartung sei nur eine Anstandsvisite gewesen, und sie hätten mit einander über gar verschiedene Dinge, nur nicht über die nähern Verhältnisse des Brautwerbers geredet. Indessen sei bei der Wichtigkeit der Sache große Vorsicht anzuraten, und Apollau' solle sich vor zu großer Vertrautheit hüten.

Enttäuscht und mißmutig verließ die Klosterbäurin den Pfarrhof. Was sie erwartete, ein überfließendes Lob des Inspektors, bekam sie nicht zu hören. Mutter und Tochter bildeten sich den gemeinsamen Trost ein: „Der Pfarrer versteht halt die neue Zeit und das Leben in der Stadt nicht.“ Dabei aber übersahen sie Beide, daß der Ortspfarrer in einer größern Stadt geboren war und fünfzehn Jahre als Kaplan auf großen Posten wirkte.

Der Inspektor hatte endlich den Klosterbauern gewonnen. Wie staunte dieser, als er, einer ergangenen Einladung zum Besuche der Fabrik folgend, von seinem künftigen Schwiegersohne in den Arbeits- und Vorratsräumen umhergeführt wurde! So großartige, zweckmäßige und zugleich schöne Einrichtung hätte er sich nicht einmal im Traume einfallen lassen. Und nicht bloß Leute, die kaum über die Scholle hinaus kamen, sondern auch Personen, die Vieles und Schönes gesehen haben, können unmöglich ihre Augen den Fortschritten der Industrie gegenüber verschließen. Unsere Achtung und Bewunderung verdienen in hohem Maaße solche Männer, die mit außergewöhnlichem Arbeits- und Unternehmungsgeiste, unter Mühen, die kaum zu erwägen sind, neue Gebiete menschlicher Thätigkeit förmlich erobern mußten und müssen. Zugleich mag es ein Trost sein, daß in jenen Unternehmerkreisen trotz des Rasselns der Maschinen und des notwendigen Versenkens in das Irdische christlicher Sinn und damit auch thatkräftige Liebe zu den Arbeitern durchaus nicht so gar vereinzelnt zu finden ist.

Des Inspektors Dienstwohnung war prächtig ausgestattet, die Einrichtung gehörte freilich der Fabrik. Drei Tage hielt sich der Bauer in Augsburg auf, wo sein künftiger Schwiegersohn seinen Wohnsitz hatte, und diese Tage über ging es zu nach seiner Schilderung wie im ewigen Leben.

Nachdem der Bauer heimkam, erteilte er Apollau' und seiner Bäurin die Vollmacht, rasch für eine reiche Aussteuer zu sorgen. Wenn der große Gewinn, der bei der genossenschaftlichen Erwerbung eines Schloßgutes gemacht werden sollte, in Sicherheit gebracht sei, könne sofort die Hochzeit folgen.

5. Unvorhergesehenes.

Vier Männer, zwei Christen und zwei Juden, waren zu dem beabsichtigten Ankaufe des Schloßgutes zusammen getreten. Dieses Unternehmen erforderte allerdings den Aufwand großer Mittel; allein mehr Konsorten sollten es nicht sein, damit der Gewinn sich nicht zu sehr verteile.

Der Klosterbauer zog alle verfügbaren Mittel an sich, und es gelang ihm auch durch die Vermittlung des Inspektors mit Leichtigkeit, von einer Bank auf seinen bisher schuldenfreien Hof fünfundzwanzigtausend Gulden als erste Hypothek zu erhalten. Im Ganzen hoffte sich der Klosterbauer mit rund vierzigtausend Gulden beteiligen zu können.

Er hinterlegte die Gelder, wie sie eben hereingingen, bei dem andern Christen, der an dem Vorhaben beteiligt war. In dessen feuerfester Kassa, die zudem noch in die Wand eingemauert war, schien ihm das Geld wohlgeborgen. Der pünktliche Kaufmann Schoppenheimer versäumte nicht, bei jeder Einlage in die Kassa seinem Konsorten eine Quittung auszustellen. Als die Versteigerung vor der Thüre war, hatte der Klosterbauer neununddreißigtausend zweihundert Gulden hinterlegt.

Die vier Genossen wollten am Tage der Versteigerung plötzlich mit ihren großen Mitteln hervortreten; bisher war ihr Zusammenstehen aller Welt verborgen. Wenn es an Umsicht und List nicht fehlte, konnte der reiche Gewinn niemand Anderem zufallen. Einen großen Profit von mehreren Tausend Gulden auf den Kopf versprach nur die Abholzung der 340 Tagwerke großen Schloßwaldungen, welche die chönsten, lange geschonten Bestände aufwiesen. Bezüglich dieses Waldes brauchten sie den gefährlichsten Ansteigerer, den Staat nicht zu fürchten, da der nächste Königswald nahezu eine Stunde entfernt war. Die Gemeinden hielten den Ankauf eines solchen Komplexes für zu gewagt.

Am 14. Mai des laufenden Jahres sollte die Versteigerung stattfinden.

Da traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht auf dem Klosterhofe ein, der Kaufmann Schoppenheimer sei verschwunden, die Geldkasse vollkommen leer und mit des Klosterbauern Geldern auch alle sonstigen deponierten Werte fortgenommen. Schoppenheimer habe nur mit den Mitteln fremder Leute ein so nobles Leben geführt; statt der vermeintlichen Reichtümer, die man nach seinem Aufwande bei ihm vermutete, habe er eine Unmasse Schulden; seiner Frau und seinen Kindern bleibe kein roter Heller mehr.

Die Unglücksbotschaft traf am stärksten den Klosterbauern. Der kräftige, im Alter von 56 Jahren einem Vierziger gleichende Mann brach zusammen, als das erste Gerücht von der Flucht Schoppenheimers eintraf. Nur dem Umstande, daß ihm Tropfen für Tropfen von dem Wermutskelche eingeträufelt wurde, verdankte er sein Leben.

Das Schloßgut kam nun in andere Hände. Dem Kaufmann Schoppenheimer kam die Polizei wohl auf die Spur;

aber als man seiner habhaft zu werden glaubte, fand man ihn erschossen. Die Menge gestohlenen Geldes war und blieb verschwunden. Schoppenheimer war kein Jude, aber der Gesinnung nach jenem Teile der Juden gleich, der kein Gewissen zu haben scheint.

Apollau' gedachte nun der Treuschwüre des Inspektors, und da sie ihren Vater immer noch für vermöglich hielt, war sie bald wieder guter Dinge.

Die Aussteuer war fertig. Was sollte nun noch nach Apollau's Meinung der Hochzeit entgegen stehen?

Es ist merkwürdig, wie zuweilen gerade manche Angehörige des weiblichen Geschlechtes gegen die Hoffnung noch hoffen können. Die im Innern aufgebaute Trugwelt und die geträumten Luftschlösser gewinnen bei Personen, deren Vorstellungsvermögen nicht mehr in Schranken gehalten wird, eine zähe Wirklichkeit. Die eingebildete Meinung läßt sich lange Zeit rein nicht mehr lange totschlagen, und wenn die rauhe Wirklichkeit zuletzt den Schein zerstört, ist das Herz gebrochen.

Der Klosterbauer wurde von vielen Seiten bedrängt nach dem Satze: „Ein Unglück trägt das andere auf dem Rücken." Jeder wollte zuerst sein Geld haben. Die Bäurin und Apollau' hatten ohne Wissen des Bauern viele Schulden gemacht, und die Geschäftsleute, welche die ganz einzig schöne Aussteuer geliefert hatten, forderten ihre Bezahlung. Der Klosterbauer selbst hatte zuweilen Geld auf Schuldscheine entliehen und in seine Unternehmungen gesteckt. Unter diesen Umständen war an Apollau's Hochzeit nicht mehr zu denken.

Der Gerichtsvollzieher erschien mit dem Ortsvorsteher, um die gesammte Einrichtung und das Vieh zu pfänden. Es

kam noch schlimmer. Der Klosterhof, seit Jahrhunderten von einer Familie bewirtschaftet, kam durch die Gant in fremde Hände.

Vom Inspektor konnte dem Klosterbauern keine Hilfe werden. Allzu spät wurde es nun offenbar, daß dieser mehrere Mädchen bereits in's Unglück gestürzt habe, und wenn er auch Apollau' wirklich geliebt zu haben schien, er konnte ihr keine Versorgung mehr bieten, da er selbst seinen Posten verlassen mußte. Denn die Fabrikleitung, obwohl das Unternehmen eine Aktiengesellschaft war, drang mit Recht darauf, daß alle Angestellte sich in ihrem Lebenswandel nichts zu schulden kommen ließen.

Wie die Fliege um das Licht herumjagt, bis sie in den Flammen den Tod findet, so hätte auch die leichtfertige Apollau' sich gewiß berücken lassen und ihre Unschuld verloren, hätten nicht die Stürme der letzten Zeit sie noch rechtzeitig an ihre Pflicht erinnert und zuletzt den Verkehr mit dem gewesenen Inspektor ganz unmöglich gemacht.

Apollau's Bräutigam fand zwar nach und nach verschiedene untergeordnete Stellen, aber auf keiner litt es ihn lange. Der Klosterbauer gab nicht zu, daß seine Tochter noch ferner von ihrem gewesenen Bräutigam redete. Die letzte Kunde erhielt sie, als dieser ihr die Nachricht zukommen ließ, daß er nach Amerika auswandere. Von da an blieb der Inspektor verschollen.

3. Buch: Reife und Frucht.

1. Neues Hauswesen.

Der Klosterbauer konnte aus der Gant noch einiges retten. Niemand verlor etwas an ihm. Im Gegenteile fiel ihm aus manchen kleineren Unternehmungen, in die er sein Geld gesteckt hatte, und die natürlich nicht alle rasch sich abwickelten, ein bescheidener Gewinn zu. Ja, einige seiner frühern Handelsgenossen, Christen und Juden, ließen ihn am ganzen Ueberschusse einiger Geschäfte teilnehmen, obwohl bei der Gant der Anteil des Klosterbauern abgeschätzt und von ihnen abgelöst war.

So ist es erfreulich, bei rechtlichen Leuten eine Ehrlichkeit anzutreffen, die nicht von einem weltlichen Gesetze verlangt, sondern im Gewissen und in der Nächstenliebe begründet ist. Was dann besonders die Juden angeht, so haben sie zum großen Teile die Abneigung und Verachtung, mit der sie von vielen Seiten behandelt werden, verschuldet durch Uebergriffe aller Art; aber noch so viele Fehler Einzelner berechtigen uns nicht, den ganzen Stamm zu hassen und zu verfolgen. Damit seien die Warnungen, welche die Landleute älterer

Zeit immer und immer fort auf's eindringlichste ihren Kindern machten: „Hütet euch vor den Juden!“ durchaus nicht für hinfällig erklärt. Es soll nur bewiesen werden, daß die christliche Liebe Niemandem versagt werden dürfe. Nicht dadurch wird die Alles überflutende Herrschaft des jüdischen Geldes und teilweise auch des jüdischen Geistes hintangehalten werden, daß man über die Juden schimpft und loszieht, sondern dadurch, daß die Christen sich enger an einander anschließen, sich im Handel und Verkehr selbst mit einander verständigen und dabei alle jene Fehler vermeiden, welche die Juden so mißliebig gemacht haben.

Aber nicht bloß das jüdische Geld, sondern auch der jüdische Geist strebt die Weltherrschaft an, was Jenen, die den Zug der Zeit verstehen, nicht unbekannt ist. Da heißt es nun die christliche Presse, die guten Bücher und Zeitschriften kaufen und lesen. Denn die Leistungsfähigkeit ist hier gar vielfältig mit der Höhe des Absatzes verknüpft. So gefährliche Gegner die Juden auf beiden Gebieten auch sein mögen, nie dürfen wir uns verleiten lassen, ungerecht gegen dieselben zu sein.

Das gerettete Vermögen reichte hin, in Hirschbronn ein strohgedecktes, ziemlich geräumiges Haus, einen Wurz- und Baumgarten nebst einem kleinen Acker anzukaufen. Der Klosterbauer verdiente sich Einiges durch Vermitteln von Käufen und Verkäufen, wobei er als Unterhändler besonders beliebt war, weil er List und Lüge sowie jede Bestechung und Ueberrumpelung Unwissender gründlich verabscheute. Auch die beiderseitigen Verwandten ließen die Familie nie ganz im Stiche.

Der Klosterbauer, wie er trotz seines Unglückes noch immerfort genannt wurde, war und blieb in gewissem Ansehen und bewahrte durch seine Ratschläge und seine

Erfahrung gar manche Landleute vor unüberlegten Thaten.

Die Klosterbäurin konnte sich unmöglich in die kleinen Verhältnisse hineinfinden. Allein weil der Bauer ihr keine Vorwürfe mehr machte, Apollau' still ihren Kummer trug und durch Nähen einiges Geld und auch Nahrungsmittel in das Haus brachte, so gab sie sich endlich auch zufrieden.

Apollau' hatte den schwersten Kampf zu bestehen, und der Geist der Verzweiflung drohte sie eine Zeit lang zu erfassen, bis sie endlich durch den Glauben und durch inniges Gebet die Kraft zum Leben wieder gewann. Apollau' hatte zwar das Gebet nie vernachlässigt; aber sie war gewohnt, nur um das zu beten, was ihr gefiel, anstatt sich willig der göttlichen Führung zu überlassen. Nun, da sie so unglücklich geworden, erschloß sich ihr nach und nach die ganze Fülle und Tiefe des Christentums, und sie trug das großenteils selbst verschuldete Kreuz geduldig nach dem Beispiele des unschuldig für uns leidenden Heilandes.

Für die ganze Familie begann mit der schweren Heimsuchung die Zeit der langsamen Reife zur christlichen Vollkommenheit, um als gute Früchte der Aufbewahrung im Himmel dereinst würdig zu werden.

Apollau' nahm die Verdemütigungen, die sie von verschiedenen Seiten zu dulden hatte, stillschweigend hin und weinte nur hie und da ungesehen vor sich hin, wenn sie z. B. an einer Aussteuer nähte oder am Trauungstage die Citrone mit dem Rosmarinzweige den Gästen zu reichen hatte in Fällen, in denen sie selbst die Braut hätte sein können. Doch mit dem zunehmenden Alter kam ihr auch die Uebung dieses Gebrauches nicht mehr schwer vor.

So ging es nun Jahre für Jahre, bis der Klosterbauer sich hochbetagt zur ewigen Ruhe legte. In die Grab-

stätte seiner Eltern wurde auch er gebettet, und der noch vorhandene Denkstein derselben wurde für ihn zubereitet und zugleich Raum gelassen für den Tag und das Jahr des Hinscheidens der Bäurin, deren Namen gleich eingemeiselt wurde.

Der Grabstein vermeldet nichts davon, daß der Klosterbauer um seine Heimat, d. i. seinen Hof, gekommen.

Für Apollau' bedeutete der Tod ihres Vaters eine große Lücke. Denn die Klosterbäurin war ganz still geworden. Gebückt schritt sie zur Kirche und wieder heim. Die übrige Welt war für sie nicht mehr vorhanden. Sie betete unaufhörlich, so daß einfältige Leute sie für kindisch hielten, rohe aber als närrisch verspotteten. Gering waren der Klosterbäurin Bedürfnisse. Apollau' konnte das Erforderliche leicht in Bereitschaft stellen und dann den Tag über in den Bauernhäusern nähen. Wenn sie heimkehrte, fand sie die Mutter oft schon auf ihrem Ruhelager sitzend oder liegend; die Mutter legte während des Nachtgebetes die Hand wie segnend auf das Haupt ihrer Tochter, und beide wachten oder schliefen, wie es ihnen eben beschieden war, in derselben Kammer.

Apollau' aber fühlte heraus, daß ihr altes Mütterlein so still geworden sei, um für frühere Schuld zu büßen.

2. Verl's Figuren.

Verl war bei den folgenschweren Ereignissen im Klosterhofe nahezu vergessen worden. Dies konnte um so leichter geschehen, als er durch viele Jahre beständig seinen Aufenthaltsort wechselte, wie es gerade für sein Geschäft oder für das Betteln taugte.

Seine Lehrzeit hielt er nicht vollständig aus. Er suchte dann an den verschiedensten Orten sein Brot, das er durch Schnitzen von kleinen Figuren, wie sie als Kram für die Kinder gekauft wurden, auch in der Regel gewann. Weitum auf den Märkten suchte er seine Waare selber abzusetzen, und der Erlös samt dem Almosen, das er empfing, hätte zu einem Leben ohne Not hingereicht, wenn Verl nicht das Erworbene zumeist im Schnapstrinken aufgebraucht hätte.

Trotzdem er nun nach vielen Wanderungen und Wandlungen dem richtigen Schwabenalter von vierzig Jahren schon ziemlich nahe stand, schien er doch noch nicht zur Einsicht kommen zu wollen. Regelmäßig folgten auf Tage der Arbeit Tage der Ausschweifung. Wenn ihn gerade der Arbeitsgeist erfaßte, konnte er für eine Zeit unermüdet sein. Dann war ein Besuch bei ihm höchst interessant.

Den Mittelpunkt aller seiner Arbeiten bildete das Schnitzen von Krippenfiguren zu kleinen Darstellungen der Geburt des Erlösers, wie solche fast in jedem Bauernhause im Tischecke unter dem Kruzifixe oder auch an und zwischen den Fenstern zur heiligen Weihnachtszeit anzutreffen waren. Dieser seiner Hauptbeschäftigung wegen wurde er kurzweg Kripplesverl genannt.

Zu einer Krippe aber, wie die Kinder sich dieselbe ausmalen, gehören gar viele Sachen. Der Kripplesberg oder die Krippenhöhle dient nach einander zur Darstellung der Geburt des Heilandes und seiner Beschneidung, der Ankunft der hl. drei Könige, der Aufopferung im Tempel und des zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel. Den Beschluß bildet die Hochzeit zu Kanna. Das kindliche Gemüt findet es nicht anstößig, wenn etwa bei diesen Krippendarstellungen ein Kapuziner in seiner Klause zum englischen Gruße läutet, der Kaminfeger die Hemdschützen erschreckt, ein Gensdarm das Bettelvolk arretirt, und wenn im Kaufladen neben Tabak und Cigarren auch das neueste Wochenblättchen aufliegt.

Krippen, die in der Kirche aufgestellt werden, müssen natürlich derartigen Tand vermeiden, aber bei häuslichen Darstellungen wird nur ein Griesgram derlei Ungehörigkeiten verdammen und über die ungeschichtlichen Figuren das Urteil des Feuertodes aussprechen.

So eine Krippe ungefähr wie die oben geschilderte hatte Verl sich selbst hergerichtet, und es waren nun bei ihm beliebig große oder kleine Nachbildungen davon sowie alle möglichen andern Figuren zu erhalten. Kein Stand vom messelesenden Priester angefangen bis zum Bettelmanne, kein Tier von den Kameelen des Morgenlandes bis zum struppigen Azorl blieb von Verl's Nachbildung verschont. Unbekannte Dinge behandelte er ganz frei nach seiner Einbildung, und

selbst bekannte Dinge erlaubte er sich beliebig darzustellen. Es kam ihm auf einen blauen Hahn, einen grünen Hund und dergleichen nicht an.

Wer dem Verl bei seinen Arbeiten zusah, mußte seine Fertigkeit bewundern. Mit wenigen Schnitten war der Kopf oder sonst ein Körperteil der Figuren fertig. Galt es Schwieriges zu überwinden, so half er sich mit Zusammenstecken und Leimen oder griff zu Papier und Pappendeckel, um z. B. Gewänder und Bäume darzustellen.

Der Kripplesverl schnitzte auch Kruzifixe in größerem Maaßstabe; dazu stopfte er Vögel aus, band zerrissene Schüsseln und Häfen mit Draht zusammen und war geschickt zum Heilen gar mancher derartigen Schäden.

Nach vielfältigem Umherziehen ließ sich Verl im Armenhause der Gemeinde Hirschbronn, das nahezu immer ganz, die übrige Zeit zum größten Teile leer stand, nieder. Das lüderliche Gesindel, mit dem Verl auf den Märkten bekannt wurde, suchte ihn bisweilen hier auf, und dann konnte, wer etwa zufällig am Armenhause vorbeiging, sich fürchten und entsetzen über das Schreien und Johlen, unter dem der massenhafte Schnaps getrunken wurde.

Das Armenhaus lag nämlich von den übrigen Häusern abseits nahe am Walde. Wenn jemand diesen Unfug abstellen wollte, rochen die Schnapsbrüder alsbald den Braten und verdufteten im Walde. Verl genoß überdieß keine Unterstützung und hatte nur freie Wohnung im Armenhause, das übrigens vernachlässigt war, weil niemand nach der Unterbringung daselbst Verlangen trug, würdige Arme aber nicht vorhanden waren.

Als die Klosterbäurin von der Ankunft Verls vernommen, da erwachte ihre alte Liebe zu ihm wieder. Ihr Söhnle, wie sie in den Tagen des Glücks Verl genannt hatte,

war freilich übel geraten; aber jetzt, da sie täglich und stündlich erwartete, vor das Gericht Gottes treten zu müssen, machte sich die Bäurin ein Gewissen daraus, daß sie früher nicht mehr für Verl gethan habe.

Apollau' stimmte ihrer Mutter bei, daß sie es den guten Bindersleuten schuldig seien, deren Sohn, wenn es angehe, zu retten. Dieser Gedanke beschäftigte nun fortwährend die Klosterbäurin in den vielen Stunden, in denen sie mit ihrem Sinnen und Denken allein war. Aus Verls Figuren glaubte sie die alte, gute Seele ihres vormaligen Lieblings hervorschimmern zu sehen.

Apollau' suchte im Armenhause einige Ordnung zu schaffen. Durch eine alte Person, die dem Kripplesverl das Essen zutrug, erfuhr sie zuverlässig, wann ihr Erscheinen zu einiger Hoffnung berechtigte. Verl empfing zuweilen Apollau' freundlich, andere male übergoß er sie mit bittern Spottreden. In seiner Brust kämpften mit einander zwei Naturen. Bald regte sich in ihm das Beispiel der Eltern, bald die Macht der Verführung. Apollau' freute sich über die freundliche Aufnahme und ertrug mit Geduld Verls Bosheiten.

Als die Klosterbäurin einmal sogar auf den Gedanken kam, Appollau' solle den Kripplesverl heiraten und so ihn aus seinem Verderben ziehen, da schwieg diese zu einem solchen Vorschlage und blieb still, und wenn ihre Mutter darauf zurückkam, war ihre einzige Entgegnung: „Muatter, was Gott will, dös gschieht." Im Geheimen aber weinte sie bitterlich, daß ihre Mutter einen solchen Entschluß erwartete.

Apollau' aber überwand sich, um der Mutter gehorsam zu sein, so weit, daß sie für Verl manch gutes Wort einlegte und die Aufmerksamkeit achtbarer Leute auf ihn lenkte. Verl erhielt nun öftere Besuche von braven Personen, die alle den Zweck hatten, ihn für das Gute wieder zu gewinnen.

3. Rauschen des Todes.

Verl hatte eine starke Natur, allein sein unregelmäßiges Leben warf ihn zuletzt doch auf das Krankenlager nieder. Der Doktor besuchte ihn nur einigemale, dann blieb er aus. Er hielt den Mann im Armenhause sicher für verloren.

Apollau' blieb nun mit Bewilligung ihrer Mutter Stunden und halbe Tage lang bei dem Totkranken. Er hatte anscheinend die Lungensucht und konnte, was jeden Rest der Hoffnung rauben mußte, fast keine Nahrung mehr bei sich behalten. Geistlichen Trost wies er von sich: „I will no net sterba'. I woiß,[1]) ma' wär froh, wann i furt gäng."[2]) Sein Gewissen regte sich wohl zuweilen, aber es waren nur Regungen der Angst und der Furcht. Verl wollte von Gott nicht viel wissen, weil er in ihm einen strengen Richter erwartete.

Apollau' erinnerte den Verzweiflungsvollen an seine fromme Kindheit, und wenn er sich selbstanklagend ausrief: „I bin a' Lump und bleib a' Lump", so suchte Apollau' mit den Worten ihn aufzurichten: „Guck, Verl, früher bischt[3]) so brav gwesa' und hascht au speater[4]) nemat[5]) ebbes thau'!"

---

1) weiß. — 2) stürbe. — 3) bist du. — 4) später. — 5. niemand.

Alles half nichts. Verl wurde jeden Tag schwächer und blieb verstockt. Nun wollte Apollau' dem Aermsten doch beweisen, wie sich die Menschen noch seiner erbarmten, damit er an die Erbarmnis Gottes glaube. Sie wagte das Äußerste und gestand, daß ihre Mutter sie zur Verheiratung mit ihm angehalten habe: „Mei' Mutter hat also doch gmoint, aus dir könnt no e richtig's Leut weara', und dös ist eußerm[1]) Herrgott no net unmögli." Der Kranke hatte dafür nur Schimpfworte über die ganze Klosterhofsfamilie und sagte in seinem fieberischen Zustande Apollau' Dinge nach, welche die gute Sitte zu nennen verbietet.

Von einem Schnapsbruder verschmäht fand Apollau' nicht mehr in dem natürlichen Pflichtgefühle Kraft genug, Verl noch weiter zu pflegen, sondern nur im Gehorsame gegen ihre Mutter und gegen das Gebot Christi, der auch die zu lieben befiehlt, die uns Böses anthun.

Verls Krankheit war eine sehr langwierige, und sie machte nun am Ende ihn doch mehr und mehr mürbe. Nachdem Verl einen Traum gehabt hatte, der Tod habe mit seinen Flügeln über seinem Bette gerauscht und damit ihn dann zugedeckt, auf daß er ersticke, hielt er sich nunmehr selbst für eine Beute des Todes. Verl schickte freiwillig nach dem Priester und empfing andächtig die heiligen Sterbsakramente. Sein Wunsch war nun, zu sterben wie seine Eltern.

Der Kripplesverl litt in seiner Krankheit keine Not. Schon seit dem Beginn derselben hatte er aus dem Pfarrhofe und andern wohlhabenden Häusern empfangen, was ihm dienlich sein konnte. Nachdem er nun sein gegebenes Aergernis wieder gut gemacht hatte, wurden mildthätige Personen noch mehr um ihn besorgt. Verl verspürte auch seit seiner

---

1) unserm.

Versehung einige Besserung. Die Brust wurde freier, und der Appetit nahm etwas zu. Das sicherste Zeichen, daß Verls Krankheit bei einem günstigen Wendepunkt angelangt war, bestand darin, daß Verls Farbe eine bessere und sein Körpergewicht ein größeres wurde. Verl empfand nun Geschmack an einem Schöppchen Bier; der Schlaf, der ihn Monate lang geflohen hatte, kehrte wieder, und er verlangte endlich auch nach seinem Werkzeug und seinen Figuren.

Apollau' sah mit Befriedigung, wie Verl zuweilen einen Rosenkranz zu verbergen suchte, wann sie unerwartet eintrat. Diesen Rosenkranz hatte er von seinem Vater und hielt ihn in Ehren, weil sein Vater bis zum Tode ihn beständig bei sich trug.

Einmal nun, da Verl schon im Bette sitzen konnte, zog er Apollau' an sich, gleichsam um ihr etwas zu sagen. Verl rannen die heißen Tränen über die Wangen, und was gestand er? „Apollau', wenn i die nöt g'habt hätt, lebat [1]) i nemme." [2])

Verls Hände und sein ganzer Leib zitterten bei diesen Worten, und Apollau' wurde es klar, daß Verl nun gerettet werden könne für Zeit und Ewigkeit. Sie entschloß sich, der Mutter zu folgen: „Ja Verl, was d' Mütter hau [3]) will, will i thoa'. Der liebe Gott will's au so, d'rum hat er die nöt sterba' lassa'."

---

1) lebte. — 2) nimmermehr. — 3) haben.

4. Kampf und Sieg.

Der Kripplesverl erlangte allmählich seine volle Gesundheit wieder. Es blieb nur ein Husten zurück, der ihn besonders am Morgen plagte; aber dieser hatte seine Ursache nicht in der Lunge, sondern im Magen, der die frühern Ueberreizungen immer noch nachempfand, und er war wohl belästigend, aber nicht gefährlich.

Alsbald wurde nun zur Hochzeit geschritten. Apollau', nun an die fünfzig Jahre alt, reichte Verl die Hand am Altare zum Bunde für das Leben. Sie war hart genug geschult worden, daß sie an einem krüppelhaften Manne keinen Anstoß mehr nahm. Nach der Verehelichung wurde Verl in das Häuschen aufgenommen, das der Klosterbauer in Hirschbronn erstanden hatte.

Die Versuchung für den Kripplesverl, wiederum zum Schnapstrinken zurückzukehren, war eine überaus große. Wenn manchmal der alte böse Geist über ihn kam, tobte und wütete, weinte und flehte er, um dieses Gift zu erlangen. Apollau' brachte dann ihrem Manne ein wenig Schnaps, an den sie aber fürsorglich recht viel Wasser gethan hatte. Der Schnaps wurde auch an und für sich immer teurer und schlechter.

Viele Plage machte es Apollau' und ihrer Mutter, das schlechte Gesindel, das den Krippenschnitzer in Grund und Boden hinein verdorben hatte, fern zu halten. Apollau' gelang auch dies, indem sie rücksichtslos gegen diese arbeitsscheuen Leute vorging und, sobald sich einer blicken ließ, eine Standrede hielt, daß er dastand wie ein übergossener Pudel. Zuletzt meinten die Lumpen alle, wenn sie eine Predigt wollten, könnten sie diese schon in der Kirche haben. Anderswo waren sie frei und ungehindert, darum erschien von Verls Schnapsgenossen bald kein einziger wieder.

Verl bekam nun in den geordneten Verhältnissen mehr Lust zum Arbeiten, und sein Weib half ihm, soweit es nur immer anging. Apollau' selbst verhausierte in der Umgegend die Krippleswaaren, um den Besuch der Märkte und damit die Gelegenheit zum Rückfalle auszuschließen. Sie selbst fertigte Mooskränze und Papierblumen und machte somit kein schlechtes Geschäft. Apollau' war zudem noch eine verständige Krankenpflegerin und pflegte insbesondere arme Personen oder solche mit häßlichen oder ansteckenden Krankheiten mit großer Opferwilligkeit.

Durch die Schnapswässerung und spätere Schnapsabsperrung kam Verl mit der Zeit dahin, daß er danach nicht mehr das geringste Verlangen trug.

Nun kehrte Glück und Frieden auch in des Kripples-Verl Haus ein, freilich ein anderes Glück, als Apollau' in ihrer Jugend träumte. Dieses Glück konnte der Tod der Klosterbäurin nur wenig trüben; denn ihr war die ewige Ruhe wohl zu gönnen, nachdem sie auf der Welt noch die volle Eintracht zwischen der Apollau' und ihrem Söhnle geschaut hatte.

Verl gab seit seiner Verheiratung der ganzen Gemeinde im Besuch des Gottesdienstes und der Erfüllung seiner Christen-

Wengenmayr, Der Krüppler-Verein. Lichtdruck von J. Kösel, Kempten.

„Im Heim des Krüppelvereins."

Wengenmayr, Der Kripples-Verl. Lichtdruck von J. Kösel, Kempten.

„Im Heim des Kripplesverl."

pflichten ein gutes Beispiel. Er erhielt jetzt Besuche über Besuche, so daß ihn nie Langeweile ankam, wenn Apollau' mit dem Morgengrauen ihn verließ und erst am Abende wieder urückkehrte. Vorab kamen die Kinder des Ortes, die begierig Verls Arbeiten zuschauten.

Auch der Geistliche und der Lehrer des Ortes kehrten jeweils bei Verl ein, und der erstere suchte Verls Geschmack etwas zu heben.

Bei den kleineren Figuren verlohnte sich eine Verbesserung nicht, da immer rasche Arbeit für Verl maßgebend bleiben mußte hinsichtlich der Kunden und der Preise, die sie zahlten. Die Kruzifixe Verls aber wurden nach und nach besser. Bisher hatte er in dem Heilande nur ganz einseitig den jenigen dargestellt, an dem keine Gestalt und Schönheit mehr war. Nachdem aber der Pfarrer ihm schöne Vorbilder gezeigt und ihn entsprechend belehrt hatte, ließ der Dorfkünstler ab von den schrecklichen Verzerrungen der Glieder; er vermied die zu vielen Wunden und Blutstropfen über den ganzen Körper hin, das Lendentuch wurde breiter, und noch manche andere Dinge wurden entsprechender. Einfache Leute, welche selten Werke der Kunst sahen, waren jetzt durch die gelieferten Christusbilder voll befriedigt, und neben der Darstellung des Leidens kam nun einigermaßen auch der Gedanke zum Ausdrucke, daß der Heiland selbst unter den ärgsten Qualen des Kreuzestodes nicht aufhörte, Gott zu sein.

Bei einträchtiger Arbeit und vernünftiger Sparsamkeit kamen der Kripplesverl und seine Apollau' sogar zu mäßigem Wohlstande, und wo es immer galt, etwas Gutes zu fördern, kam aus Verls Hause stets und zwar rasch eine beträchtliche Spende.

Unsere liebe Frau.

Apollau's Tagen war nun vom lieben Gott ein Ziel gesetzt, und so zerriß der Tod das innige Band, mit dem sie an Verl geknüpft war. Verl betete an ihrem Grabe wie am Grabe einer Heiligen.

Fortan sorgte eine alte Pfründnerin für Verls wenige Bedürfnisse. Das Schnitzen von Figuren mußte bei ihm nun unterbleiben, da sein Augenlicht sich immer mehr abschwächte.

Verl hoffte für den Rest seiner Tage wohl auszukommen mit dem Ersparten, und seine Gedanken beschäftigten sich immer mehr mit dem Tode.

Das Letzte, was für ihn von Interesse war, war der Bau einer Marienkapelle, welche der Ortsgeistliche auf einem herrlichen Aussichtspunkt errichten ließ. Verl gab dazu die größte Spende und wußte so inständig um deren Annahme, zu bitten, bis diese erfolgte.

Der Kapellenberg war wohl in seiner letzten Steigung für Pferde und Fuhrwerk unzugänglich; aber dies bedeutete kein Hindernis für den Bau, weil Jung und Alt im regsten

Wetteifer die Steine und alles notwendige Material mit ihren Händen den letzten Absatz hinauftrugen. Die Kapelle wurde unserer lieben Frau von Lourdes geweiht als das erste derartige Heiligtum der Umgegend.

Im Innern wurde aus Tuff- und Tropfsteinen eine künstliche Höhle hergestellt und eine Muttergottesstatue von solcher Schönheit aufgestellt, daß Verl, der sie vor ihrer Aufstellung in nächster Nähe betrachtete, froh war, sein Schnitzen aufgegeben zu haben. Zum erstenmale sah Verl, was künstlerische Anlage mit heiliger Begeisterung verbunden zu schaffen vermöge.

Der Kripplesverl ließ sich nun an schönen Tagen so manchmal zum Kapellenberge führen. Die letzte, steilste Stelle kroch er mit Händen und Füßen hinauf. Von den andächtigen Betern war er immer der andächtigste. Seine letzte und liebste Arbeit war es, für die Kapelle einige einfache hölzerne Leuchter zu schnitzen. So wollte der Pfarrer den Wohlthäter und Freund der Lourdeskapelle ehren und verewigen.

Einmal nun ließ sich der Kripplesverl wiederum zum Heiligtume führen. Eine unbegreiflich bange Ahnung beschlich ihn. Schwere Zähren rannen über seine Wimpern, und seine mächtig arbeitende Brust verriet seine tief innerliche Bewegung. Verl nahm Abschied von der Welt, und seine Tränen waren Tränen der Reue über die Fehler seines Lebens.

Bei der Heimfahrt konnte er noch einmal die Pfarrei überschauen. Stockreute lag zum Greifen nahe vor ihm da; der Platz, wo das Binderhäusl gestanden, war deutlich zu erkennen. Nochmal durchging der Kripplesverl den Lauf seines ganzen Lebens, und was er fand, bestimmte ihn zum Danke gegen Gott, der Mittel gefunden hatte, ihn zu retten.

Nachdem er heimgekommen war, ließ er sofort den Priester rufen. Nur weil Verl so flehentlich bat, spendete

ihm der Pfarrer jenen Troſt, der dem Chriſten den Weg zur ewigen Glückſeligkeit bahnt. Verl war äußerlich nicht verändert und ſaß angekleidet auf ſeinem Bette. Niemand als er allein konnte ahnen, daß ſeine Lebensuhr abgelaufen.

Jede Pflege wies er von ſich. Als man am nächſten Morgen nach ihm ſchaute, fand man ihn tot in ſeinem Bette. Der Kripplesverl hatte den Roſenkranz um ſeine Hand geſchlungen und hielt darin ein ſelbſtgeſchnitztes Herrgottle.

Gruß an Maria zum Abschiede.

Bei der Muttergotteskapelle droben wollen wir uns trennen vom Orte unserer Erzählung. Es ist ein linder Sommerabend. Der Sonnenball sank vor Kurzem hinab. Goldene und purpurene Glut dehnt sich in mächtigen Streifen über einen großen Teil des Himmels aus.

Ewiger, wenn solche Pracht nur der Saum deines Gewandes ist, wer vermag dann deine ganze Herrlichkeit zu schauen? Und sieh, die Erde, die du geschaffen, rühmet deine Güte ohne Maaß! Du hast die Mauern der Alpen, die hinter einem duftigen Schleier mich im Süden grüßen, gefestiget über dem Abgrunde! Dir jauchzen entgegen die Hügel und Berge, nah und fern, und die Wasser alle rinnen auf dein Gebot. Du, o Gott, hast der Erde Fruchtbarkeit ohne Ende gegeben! Dir blühen die Blumen auf den Wiesen, dir neigen sich die reifenden Aehren, und die dunkelnden Wälder ruhen in deiner Allgegenwart!

Lieder der Drosseln und Amseln und aller Vöglein in Busch und Wald, lobet den Herrn mit mir, denn euer Schöpfer ist auch der meinige! Der Allgütige, der täglich den Tisch deckt für Millionen unvernünftiger Tiere, ist ein weiser Vater der Menschen, anbetungswürdig, wenn er segnet, und wenn er

straft. Seine Hand läßt den Armen, der um Erbarmen schreit, nicht in Elend versinken.

Und du, Sohn des Ewigen, Gekreuzigter, lehre uns all unser Wehe in dein heiligstes Herz legen und dir zulieb tragen! Mutter Christi, sei unsere Mutter und bitte für uns jetzt und in der schwersten Stunde!

Und nun, ehe die Farben verblassen und Nacht die Erde deckt, ertönen allüberall die ehernen Stimmen der Glocken, und das Volk Gottes preist dankbar die Geheimnisse der Erlösung und grüßt diejenige, die Gott zur Mutter Jesu erwählte. Auch das Glöcklein hier oben tönt mit, wo Himmel und Erde und die frommen Menschen die Gebenedeite ehren: Ave Maria!

„Der Klausner hat sein Werk vollbracht,
Sein Glöcklein läutet: Gute Nacht!
Ave Maria! Amen.

Und wie er betet, wie er sinnt,
Fortsäuselt es im Abendwind:
Ave Maria! Amen.

Es säuselt durch den stillen Wald,
Und fern im Grund die Antwort schallt:
Ave Maria! Amen.

Es singt und klingt von Thal zu Thal,
Von Dorf zu Dorf viel hundertmal:
Ave Maria! Amen.

Und weiter über Stadt und Strom,
Vom niederen Turm, vom hohen Dom:
Ave Maria! Amen.

Und wie die Sonne westwärts zieht,
Durch Land und Meer erklingt das Lied:
Ave Maria! Amen.

Es folgt ihr nach von Ort zu Ort,
In's Abendland und immerfort:
Ave Maria! Amen.

Es läutet um das Erdenrund
Zu jeder Zeit, zu jeder Stund':
Ave Maria! Amen.

Es läutet um die weite Welt
Und schwingt sich auf zum Himmelszelt:
Ave Maria! Amen.

Der Stern, der sich dem Sterne naht,
Er ruft ihm zu auf seinem Pfad:
Ave Maria! Amen.

Und in der Sphären Lobgesang
Erschallt der Gruß mit hellem Klang:
Ave Maria! Amen.

Die Engel all an Gottes Thron,
Sie singen zu der Harfe Ton:
Ave Maria! Amen.

Und all der Sel'gen lichte Reih'n,
Sie neigen sich und stimmen ein:
Ave Maria! Amen.

So klingt es fort durch Raum und Zeit
Und klingt in alle Ewigkeit:
Ave Maria! Amen.

Der Klausner hat sein Werk vollbracht,
Sein Glöcklein läutet: Gute Nacht!
Ave Maria! Amen."

(F. W. Weber.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Ein Kapitel von der Heimat als Einleitung . . 1

Erstes Buch: Keim und Blüte.

1. Hirschbronn und Stockreute 4
2. Tage der Arbeit 9
3. Ein Prinz 12
4. Berls Schulung 19
5. Trennung 25

Zweites Buch: Frost und Sturm.

1. Apollau'. 30
2. Beim Wirt 34
3. Abbruch 38
4. Der Bräutigam 41
5. Unvorhergesehenes 45

Drittes Buch: Reife und Frucht.

1. Neues Hauswesen 50
2. Berls Figuren 54
3. Rauschen des Todes 58
4. Kampf und Sieg 61
5. Unsere liebe Frau 64

Gruß an Maria zum Abschiede . . . 67

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Katholische Dilettanten-Bühne.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Anzahl der männlichen (m.), weiblichen (w.) oder Kinder- (K.) Rollen.

1. Waal, Dr., **Meister Faustgerecht.** Schauspiel in 3 Aufz. Mit Musikbeilage von F. X. Haberl. (10 m.) kl. 8. Preis broch. 50 Pf., 6 Ex. M. 2,50.
2. Valle, P., **Eine Martyrerfamilie.** Drama aus dem Ital. 2. Aufl. (7 m.) kl. 8. Preis 60 Pf., 7 Ex. M. 3,50.
3. Kuhn, P. Kasp., **Hilach oder Die Stiftung des Klosters Ottobeuren.** Histor. Bitterschauspiel mit Gesang in 4 Aufz. (10 m. 3 w. 5 K.) kl. 8. 2. Aufl. Preis 70 Pf., 5 Ex. M. 3,—.
4. Hochmuth, F. J., **Sebastian.** Trauerspiel in 5 Aufz. Nach Wiseman's „Fabiola" bearb. u. d. Luxemb. Gesellenver. gew. (14 m.) kl. 8. 2. Aufl. Preis 70 Pf., 5 Ex. M. 3.
5. Vogel, Pet., **Die Miethserhöhung.** Lustspiel in 4 Akten. (5 m. 3 w.) kl. 8. 2. Aufl. Preis 70 Pf., 8 Ex. M. 5,—.
6. Kayser, W., **Die beiden Hauptleute oder Die Verlobung am Christbaum.** Schauspiel in 5 Akten. (7 m. 1 w.) kl. 8. 2. Aufl. Preis M. 1,10, 6 Ex. M. 5,50.
7. Vogel, P., **Das diamantene Herz.** Lustspiel in 2 Akten. (2 m. 4 w.) kl. 8. Preis 50 Pf., 6 Ex. M. 2,50.
8. Schenk, E., **Albrecht Dürer in Venedig.** Lustspiel in einem Aufzuge. Durchgesehen u. auf's Neue herausgeg. von D. Gronen. (5 m. 2 w.) kl. 8. Preis 60 Pf., 8 Ex. M. 4,—.
9. Gronen, D., **Diplomatik der Liebe.** Lustspiel in 1 Akt. (3 m. 2 w.) kl. 8. Preis 60 Pf., 5 Ex. M. 2,50.
10. Gronen, D., **Arm und Reich.** Lustspiel in 3 Aufz. (6 m. 2 w.) kl. 8. Preis 70 Pf., 5 Ex. M. 3,—.
11. Kayser, W., **Doktor Wunderlich oder Der Universalerbe.** Lebensbild in 4 Aufzügen. (4 m. 4 w.) kl. 8. Preis 75 Pf., 10 Ex. M. 6,—.
12. Kiefer, W., **Am ersten April.** Schwank in 1 Aufz. (7 m.) Preis 45 Pf., 7 Ex. M. 2,80.
13. Kiefer W., **Die Excellenz im Forsthaus.** Schwank in 1 Aufz. (7 m.) kl. 8. Preis 35 Pf., 7 Ex. M. 2,—.
14. **Musikbeilage** (Part. u. Stimmen) zu Hochmuth, **Sebastian.** (Dilett.-Bühne, 4. Heft.) 8. Preis M. 1,60.
15. Kiefer, W., **Der kurierte Weinfälscher oder Studentenrache.** Schwank in 1 Aufzuge. (9 m.) kl. 8. Preis 40 Pf., 9 Ex. M. 3,20.
16. Zientner, J. B., **Missionsspiel.** Schauspiel in 4 Akt. Zum erst. Male aufgef. in Hopferau Weihnachten 1889. (4 m. 2 w., versch. K.) kl 8. Preis 60 Pf., 10 Ex. M. 5,—.
17. Kuhn, P. Kasp., **Lustig und Listig.** Lustspiel mit Gesang in 3 Aufzügen. (12 m.) 2. Aufl. kl. 8. Preis 50 Pf., 6 Ex. M. 2,50.
18. Kuhn, P. K., **Der hl. Eustachius und die Seinigen.** Histor. Schauspiel in 5 Aufz. (12 m. 2 w. 2 K.) kl. 8. Preis 50 Pf., 6 Ex. M. 2,50.
19. Kayser, W., **Deutsche Treue.** Volksstück in fünf Aufzügen. (11 m. 2 w.) kl. 8. Preis broch. 70 Pf., 10 Ex. M. 6.
20. Meitingen, J. N. v., **Ein Weihnachts-Vorabend.** Volksschauspiel in 3 Akten. (7 m. 3 w.) kl. 8. Preis broch. 50 Pf., 7 Ex. M. 3,—.
21. Meitingen, J. N. v., **Belohntes Gottvertrauen oder Der Mensch denkt, Gott lenkt.** Volksschauspiel in 4 Akten. (10 m. 4 w.) kl. 8. Preis 70 Pf., 10 Ex. M. 6.
22. Kuhn, P. K., **Clemens Hofbauer.** Dramatische Bilder in 5 Abtheilungen. (10 m.) kl. 8. Preis 60 Pf., 8 Ex. M. 4,20.
23. Treß, G., **Das Gebet der Mutter.** Weihnachtsstück in 3 Aufzügen. (5 m. 3 K.) kl. 8. Preis broch. 45 Pf., 9 Ex. M. 3,60.
24. Kiefer, W., **Der Vetter von Amerika.** Posse in einem Aufzuge. (6 m. 3 w.) kl 8. Preis 45 Pf., 9 Ex. M. 3,60.
25. Kiefer, W., **Blinder Eifer schadet nur.** Schwank in 1 Aufzuge. (2 m. 2 w.) kl. 8. Preis 35 Pf., 4 Ex. M. 1,30.
26. Kiefer, W., **Getheiltes Leid, halbes Leid.** Schwank in 1 Aufzuge. (3 m. 2 w.) kl. 8. Preis 30 Pf., 5 Ex. M. 1,35.
27. **Hansl oder Der verlorne Sohn.** Singspiel in 2 Theilen. Zunächst für Gesellenvereine, dann für jede in christlichem Sinne geleitete kleinere Bühne. Musik von B. Rampis. 2. Auflage. 8. Preis broch. 25 Pfg., 6 Ex. M. 1,20.
28. **Acht Musiknummern zum Singspiel: „Hansl, der verlorne Sohn."** Componirt von P. Rampis, † Domvicar und Domcapellmeister in Eichstätt. 8. Preis broch. M. 1.
29. Vogtt, F., **Laurentius.** Religiöses Schauspiel in 7 Aufzügen. (14 m.) kl. 8. Preis broch. 45 Pf., 12 Ex. M. 4,80.
30. Treß, Gebhard, **Die Königin Esther.** Biblisches Schauspiel in 5 Aufzügen. (11 m. 3 w.) kl. 8. Preis broch. 70 Pf., 10 Ex. M. 6,—.

(Die Sammlung wird fortgesetzt.)

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kath. Jugendbibliothek.

Begründet von P. H. Koneberg, fortgeführt von Konr. Kümmel.

1. Bändchen: **Das Wiedersehen im Felde.** Eine Erzählung für die Jugend von P. H. Koneberg, O. S. B. 2. Aufl. 8. Preis broch. M. 1.—, in Halbleinwd. gebd. M. 1.20, in Ganzleinwd. gebd. M. 1.50.
2. Bändchen: **Der rothe Hahn auf der Burg Marstetten.** Sozialgeschichtliche Novelle aus dem Bauernkriege von Gustav Zeile. 8. Preis broch. 90 Pfg. in Halblwd. geb. M. 1.10, in Ganzlwd. gbd. M. 1.40.
3. Bändchen: **Die französische Revolution.** Für die Jugend und das Volk herausgegeben von Joh. Hart. Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde. 8°.
4. Bändchen: **Der Kripples-Verl.** Eine Erzählung aus Schwaben für die Jugend und das Volk geschrieben von Florian Wengenmayr. Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde. 8°.
5. Bändchen: **Die hl. Weihnachtszeit und ihre Feier.** Ein Büchlein für die liebe Jugend. Herausgegeben von Joseph Pötsch. Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde.
6. Bändchen: **Das ärmste Kind.** Original-Erzählung von Armand von Elz. Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde.
7. Bändchen: **Himmlische Liebe.** Eine Erzählung von Florian Wengenmayr. Mit einem Titelbilde in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde.
8. Bändchen: **Das Leben der hl. Elisabeth** für die Jugend bearbeitet von Hugo Wehner. Mit einem Titelbild in Farbenlichtdruck und einem Tondruckbilde.

Adolphi, A. von, **Artemisia.** Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. kl. 8. Preis broch. M. 2.50, eleg. gebd. in farbiger Leinwand mit reicher Decken- und Rückenvergoldung M. 3.40.

Koneberg, P. H., **Ein verlorenes Lebensglück.** Der Jugend erzählt. 8. 166 S. Preis broch. M. 1.10, gebd. in Ganzlwd. M. 2,—.

Martini, Salvatore, **Der Franke** oder Rom im Beginne des vierten Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von Marie von Büller. 8. geh. Preis M. 3.60, in ganz Leinwand gebunden M. 4.60.

Wengenmayer, Florian, **Wandern und Stillestehn.** Studien über den Umgang mit der Natur nach Erfahrung und Dichtung. 8. Preis broch. M. 2.20, eleg. gebd. in Ganzlwd. M. 3,—.

Ein eigenartiges Buch, reich an originellen Betrachtungen und Gedanken über das Leben in und mit der Natur. Ein Buch das weit mehr bietet, als sein einfacher Titel anzeigt, und das wir jedem Freunde der Natur zur Anschaffung empfehlen können.
(Augsb. Abendzeitung.)

„Wengenmayr ist durch und durch Poet. Er verfügt über Tropen und Bilder von plastischer Anschaulichkeit. Das Büchlein kann viele reine Freude bereiten, es ist warm zu empfehlen.
(Corresp.-Blatt f. d. kath. Clerus.)

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wengenmayr, Florian

Der Kripples-Verl eine Erzählung aus Schwaben für die Jugend und das Volk geschrieben

Kempten 1894

Paed.pr. 1695 m-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11680892-6